Dr. Luft

Die Verchristung der Deutschen

Das Buch ist eine Faksimileausgabe, seine Neuveröffentlichung dient wissenschaftlichen und rechtlichen Zwecken, und zwar der Erforschung und Verhütung von Verbrechen des Massen- und Völkermordes; sein Inhalt findet nicht die ungeteilte Zustimmung des Herausgebers und Verlages.

Reihe *Genozid*

Band 10

Herausgeber der Reihe:
Roland Bohlinger

Arbeitskreis zur Erforschung und Verhütung von Verbrechen des Massen- und Völkermordes

1992
Archiv-Edition, Verlag für ganzheitliche Forschung und Kultur,
2251 Viöl/Nordfriesland
Faksimile-Ausgabe der Auflage von 1937

ISBN 3-927933-13-9

1.

Wenn man die Frage offen läßt, ob es eine im letzten Sinne objektive Geschichteschreibung gibt oder überhaupt geben kann, so wird das Fehlen einer solchen in unserem erwachenden Volke für keine Zeit bitterer empfunden als für die Jahrhunderte der Verchristung der germanischen Völker. Trotz der nüchternen Aufzählung von tragenden Gedanken, Willensimpulsen und Handlungen, die diese objektive Geschichteschreibung zu geben gezwungen wäre, würde die Deutsche Seele sich in diesem Spiegel geschichtlicher Wahrheit wiederfinden, wobei sie es der anderen Seite, den Gläubigen der Weltreligion, nicht verargen würde, wenn sie sich in demselben Geschichtewerk an dem Sieg ihrer Lehre begeisterten. In gleicher Weise kann die geschichtliche Wahrheit beim Aufeinanderprallen zweier Geisteswelten gefunden werden, wenn es beiden Seiten möglich ist, Beweggründe und Handeln ihrer Artung entsprechend der Nachwelt zu überliefern. So mag die Jugend zweier Völker, die sich im Kriege gegenüberstanden, Kraft und sittliches Vorbild in den beiderseitigen geschichtlichen Darstellungen dieses Krieges finden, wenn auch von der nüchternen Forschung die Subjektivität solcher Geschichtewerke getadelt wird.

Verschüttet aber wird die Wahrheit, wenn sich der Sieger allein das Recht anmaßt, den gewonnenen Kampf zu überliefern, wenn er dabei Wollen und Handeln des Gegners ins Häßliche verzerrt, die tragenden Säulen des Widerstandes, Glauben, Sitte und Eigenart des Feindes, restlos vernichtet, ja die Seele des Unterlegenen so zertritt, daß sie nicht mehr fähig ist, der geschichtlichen Lüge entgegenzutreten. Es mögen sich Mönche und Katechumenen der Weltreligion an jenen Quellen, die über die Verchristung der germanischen Stämme schreiben, erbauen (die Mehrzahl der vielen „Vitae", der Heiligenbiographien, ist ja zu solchem Zwecke geschrieben), die Deutsche Seele kann beim Lesen nicht mitschwingen. Zu deutlich ist aus ihnen der Verlust heimischer Werte erkennbar, und zu schmerzlich berührt das fast unmögliche Bemühen, aus dem Wust christlicher Wundergeschichten die Art der Väter wiederzufinden.

Es ist der Forschung gelungen, die Wege und Mittel der Verchristung bei den großen germanischen Wandervölkern, den Goten und Franken [1]), aber auch bei den Bauern- und Seefahrerstämmen des Nordens, den Sachsen, Norwegern und Isländern [2]), aus der Hülle parteiischer christlicher Quellen und Kirchengeschichten zu lösen. Dabei muß die immer

noch in christlichen Kreisen herrschende Ansicht, „daß sich die Bekehrung im allgemeinen freiwillig vollzogen hat“ [3]), durchaus fallen gelassen werden. Das Mittel der Mission war bei diesen Völkern die kluge und rücksichtslose Benutzung der politischen Macht, deren Auswirkungen, vom erpresserischen Vertrag über das gesetzliche Verbot bis zur blutigen Ausrottung des Heidentums sich nur dem Grade, nicht dem Wesen nach unterschieden. Durch die freie Missionpredigt, also die eigentliche „Bekehrung“ ist keines dieser Völker zum Christentum gebracht worden. Nicht die innere Überzeugung von der Höherwertigkeit der neuen Religion, die dem Glaubenswechsel die sittliche Weihe gegeben hätte, sondern der bald leise, bald grausam harte Druck des mit der Kirche verbundenen weltlichen Armes ließ den Germanen den Gottglauben der Väter aufgeben. Daß dabei ehrgeizige Fürsten, Abenteurer in fremdem Dienst, die sich vom Sippenverband gelöst hatten, und Mischlinge zwischen den Völkern im Abfall vom heimischen Glauben voran gingen, widerspricht nicht jenem Satz, sondern zeigt nur den düsteren Weg, den das Christentum zum Herzen des Volkes gegangen ist.

Während bei Goten und Franken, besonders aber bei den Nordgermanen die Quellen trotz einseitig christlicher Darstellung dem Forscher doch manchen Einblick in heidnisches Wesen und seinen verzweifelten Abwehrkampf gewähren, schweigen sie bei den eigentlichen Deutschen Stämmen, Thüringern, Hessen, Bayern und Alemannen fast ganz. Hier hat die Kirche gründlich aufgeräumt. Kein Sagaschreiber hat uns das Leben hessischer Bauern aufgezeichnet, kein Gregor von Tours hat uns mit halbverhüllter Offenheit den Druck bayrischer oder thüringischer, von der Kirche gewonnener Fürsten auf ihre Volksgenossen geschildert. Neben den staatlichen Annalen, die von Mönchen oder Geistlichen geschrieben wurden, sind es eine große Anzahl von Heiligenleben, die in überschwänglicher Weise ihre christlichen Helden feiern, an geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Werte aber nur gering sind. Hier ist der germanische Gottglaube eben nur „die abscheuliche Verehrung der bösen Geister“ [4]) oder „die schändliche Anbetung der Götzenbilder“ [5]), „der schauderhafte Irrtum“ oder „der üble Aberglaube“ [6]). „Vom Schmutz des Heidentums gereinigt“ und „von der Gnade des siebengestalteten Geistes gestärkt“ drängen sich Hessen und Thüringer zu vielen Tausenden um den Bekehrer Bonifatius [7]), um die Taufe und Handauflegung zu erhalten. Als aber „die Posaune des göttlichen Wortes in Friesland erschallt“, wird auch dieses harte Volk im Handumdrehen „durch der himmlischen Lehre Samen erquickt“ und „sein Hunger nach dem Worte Gottes beendet“. Die Heiden von Geismar, die der heilige Mann von der Thorseiche befreite, „wurden umgewandelt, legten die frühere Bosheit ab, priesen Gott und glaubten“ [8]). Ja sogar die „rohen Sachsen“ bekehrten sich „nach Anordnung des barmherzigen Gottes zum Herrn“, nachdem „die Wurzel alles Übels, Widukind“, beseitigt war [9]).

Es ist selbstverständlich, daß Menschen, die nicht mit klaren Sinnen und kühler Kritik an solche Quellen herantreten, zu der Überzeugung kommen, das Christentum sei von den Stämmen der Hessen, Friesen und Thüringer schnell und freudig angenommen worden, ja die Mission sei eine befreiende Tat für diese in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Menschen gewesen. Nur äußere Hemmungen, hier ein „böser“ heidnischer Fürst, wie Ratbod oder Widukind, dort das Fehlen christlicher „Erntearbeiter“ oder das Hängen an der alten Gewohnheit hätte sie verhindert, die neue Lehre noch schneller und mit noch größerer Inbrunst zu erfassen. In der Tat ist heute noch die Anschauung, die in weiten Kreisen unseres Volkes herrscht, und die in Kirchengeschichten und Geschichtebüchern gelehrt wird, jenem Bilde nicht fern. Man hat sich zwar allmählich daran gewöhnt, über die Bluttaten der Sachsenmission ein hartes Urteil zu fällen, man freut sich vielleicht aus einer gewissen germanischen Romantik heraus an der schönen Legende von der Taufe des Friesenkönigs Ratbod, im allgemeinen aber kann sich ein Großteil unseres Volkes noch nicht von der Ansicht Jakob Grimms lösen: „Der Sieg des Christentums war der einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidentum“ [10]).

Bei der Verchristung der Hessen, Friesen und Thüringer in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, die in dieser Arbeit in der Hauptsache behandelt werden soll, kommt noch eine andere Erscheinung der landläufigen Ansicht entgegen. Das ist die Person ihres Bekehrers, des „Apostels der Deutschen“, Bonifatius. Der Mann, dessen geschichtliche und charakterliche Größe den christlich denkenden Kreisen unseres Volkes unantastbar ist, an dessen Grab sich die preußischen Bischöfe jährlich in tiefer Verehrung versammeln, nach dessen Namen Vereine und Kirchen im katholischen Deutschland genannt sind, läßt viele einen anderen Weg der Bekehrung als den der freien, freudigen Annahme unmöglich erscheinen. Wir bestreiten nicht, was Hauck [11]) von ihm sagt, „daß er das, was alle waren, reiner, treuer und voller war als alle“, wenn unter diesen „alle“ nur die Christen jener Zeit gemeint sind, ebensowenig, „daß er bei seiner Arbeit nicht sich suchte, sondern daß es ihm auf die Sache ankam, der er diente“ [12]).

Aber bei der Erforschung einer geschichtlichen Wahrheit ist uns mit dem Nachweis anständiger Gesinnung noch nicht gedient. Ein Blick in die Weltgeschichte lehrt uns, daß auch aus sauberen Herzen heraus Unheil vollbracht und in gutem Glauben Wahnsinn gelehrt werden konnte. Es gilt hier lediglich, die Leistung zu bewerten, die unserem Volke diente. Was Bonifatius für die Weltreligion leistete, war groß und steht außer Zweifel. Was er aber für das Deutsche Volk tat, zwingt uns eine neue Erkenntnis, anders zu beurteilen, als es die bisher übliche Meinung war. Dabei sehen wir den Vorwurf der Auslieferung der werdenden Deutschen Kirche an Rom, den protestantischen Kirchenhistoriker erheben, als

das an, was er ist: als eine gut geschwisterliche Eifersucht zwischen den Konfessionen.

Es ist an Hand der Quellen kritisch zu prüfen, ob der Weg, den das Christentum zu den Deutschen Stämmen ging, wirklich der einer sittlich einwandfreien Bekehrung war, ob das unterliegende Heidentum die in den christlichen Quellen geäußerte Verachtung verdiente, ob es sich ohne Widerstand verdrängen ließ und endlich, was das Christentum dem Deutschen Volke an religiösen und ethischen Werten brachte.

2.

Während im Westen des Frankenreiches, in Neustrien und Burgund, das Christentum während des 6. Jahrhunderts durch staatliche Gesetze, die den Synodalbeschlüssen der Bischöfe folgten, eingeführt und befestigt wurde, war der Ostteil des Reiches, Austrasien, noch in weitem Umfang heidnisch geblieben. Die Kirche wagte gegen die blutreineren und sittlich stärkeren Stämme nicht mit denselben Zwangsmitteln vorzugehen, wie gegen das romanisierte Mischvolk der neustrischen Franken. Es standen ihr zudem in den ewigen Bürgerkriegen der drei Teilreiche die staatlichen Machtmittel nicht in dem Maße zur Verfügung, wie sie zu einer wirksamen „Bekehrung" nötig gewesen wären. So wurden die Beschlüsse der Konzilien wohl in den großen Städten Köln, Trier und Straßburg, die seit der Römerzeit christlich geblieben waren, nicht aber auf dem Lande, bei den heidnischen Bauern beachtet, am wenigsten rechts des Rheines, bei Alemannen, Hessen und Thüringern. Das beweist schon die dauernde Wiederholung der Befehle und Verbote. Das fränkische Christentum selbst aber war im 6. Jahrhundert wegen seiner sittlichen Verwahrlosung [1]) gar nicht in der Lage, dem germanischen Gottglauben entgegenzutreten. Mit Verachtung würden sich die frommen freien Friesen der Grenzgaue von jener Religion und ihren Bringern, wie sie Gregor von Tours [2]) schildert, abgewandt haben.

Die Lage änderte sich um die Wende des 6. Jahrhunderts. Die Kirche fühlte sich jetzt unter willfährigen Fürsten stark genug, gegen das Heidentum Austrasiens vorzugehen. Nach Beratung mit den Bischöfen erließ Childebert II. auf dem Märzfeld von Attigny 594 eine Verfügung, derzufolge die Todesstrafe auf Nichtbefolgung der christlich katholischen Ehegesetze bestimmt wurde. Wenige Jahre später wurde von demselben Fürsten in Köln die den Germanen so verhaßte Zwangsfeier des Sonntags durch schärfste Strafen geschützt. Einen weiteren Sieg ertrotzte die Kirche unter dem „frommen" Chlotachar II. um 614: das Kirchenasyl für Verbrecher wurde auch auf die Umgebung der christlichen Tempel ausgedehnt. Diese dem germanischen Rechtsempfinden widerstrebenden Bestimmungen, besonders die kanonischen Ehegesetze, galten in ganz Austrasien, also genau so, wie in den fränkisch-friesischen Grenzgebieten an der

unteren Schelde, so auch im Main- und Lahntal. Diese kirchenfrommen Fürsten, die den Aberglauben hegten, daß die Gunst der Gottesmänner ihnen dereinst trotz aller Laster und Verbrechen den christlichen Himmel öffnen würde, die sich, wie König Dagobert, vor den erzürnten Heiligen in den Staub warfen, (ein Bild, das der fromme Biograph mit Behagen schildert) waren in ihrer Angst vor den Strafen Jahwehs zu allen guten Werken für die Kirche bereit.

Freilich war mit jenen Gesetzen allein noch nichts gewonnen. Es begann außerdem gleichzeitig im Norden und Süden der Angriff des Christentums. Die Kirche bediente sich dabei Scharen von Mönchen und Klerikern, die unter Führung fanatischer Schwärmer, ausgestattet mit staatlichen Machtmitteln, den arteigenen Glauben innerhalb der Grenzen des fränkischen Reiches vernichten sollten.

Im Norden, in den fränkisch-friesischen Grenzgauen, begann der Aquitaner **A m a n d u s** die Mission. Zur psychologischen Kennzeichnung dieses Heiligen genügt die von seinem Biographen [3]) berichtete Tatsache, daß es ihm lange Zeit innigste Befriedigung gewährt hatte, „in Rom Tag für Tag von Kirche zu Kirche zu wallen und die Nächte auf den Stufen von St. Peter zuzubringen". Die Folge dieser Tätigkeit war die ersehnte Vision des „Apostelfürsten" [4]), der ihn ins Frankenreich wies. Hier schien er den einflußreichen Priestern in der Umgebung Chlotachars II. [5]) der rechte Mann zur Heidenbekehrung zu sein. Unter königlichem Schutz erschien der Heilige um 625 an der unteren Schelde, wo er von den duldsamen Heiden freundlich aufgenommen wurde. Das fromme Heidentum kümmerte sich, wie es immer geschah, nicht um den Glauben des Fremdlings, dem es Gastfreundschaft gewährte. Man ließ ihn auch ruhig predigen und wirken. Aber seine Werbung für die neue Religion war völlig erfolglos. Da griff der Bekehrer zu einem Mittel, das die Christen oft anwandten, wenn sie Missionerfolge auf geradem Wege nicht erreichen konnten: er erwarb sich durch Kauf Knaben, Kinder von Kriegsgefangenen und Unfreien, und ließ sie taufen und erziehen, um dann diese aus dem Sippenverband gelösten Abtrünnigen als Werber zu ihren Volksgenossen zu schicken [6]).

Doch dem römischen Fanatiker dauerte dieser Weg, der naturgemäß erst später zu einem Erfolg führen konnte, zu lange. Als auch die zahlreichen Wunder, die er vollbrachte, den Gottglauben der Heiden nicht erschütterten, erwirkte er sich durch den Bischof Aichar von Noyon von König Dagobert **d e n Z w a n g s b e f e h l z u r T a u f e** [7]). Es waren damit die Beamten, die in den Grenzgauen Flanderns die Macht des Staates vertraten, gezwungen, auf Wunsch des Missionars die Heiden gewaltsam zur Taufe zu bringen. Gleichzeitig begann unter dem Schutz von Bewaffneten ein wildes Zerstören der heidnischen Heiligtümer.

Da brauste endlich die im Heiligsten beleidigte Kraft des Volkes auf. Die meisten verweigerten trotz des drohenden Königsbannes die Taufe.

Die fremden Priester wurden aus den Dörfern verjagt. Den Heiligen selbst verachtete man wohl mehr, als daß man ihn haßte. Der Biograph schreibt: „Es ist nicht zu sagen, welche Unbilden der heilige Mann dort für den Namen Christi zu erdulden hatte, wie oft er von den Einwohnern, von den Bauern und Frauen, schmählich zurückgestoßen, ja wiederholt in den Strom (die Schelde, d. Vf.) geworfen ward".

Es ist das Bild, das die christliche Mission immer wieder begleitet. Das germanische Heidentum ließ die fremden Glaubenseiferer ruhig gewähren. Es hatte kein Verständnis für die Forderung, die das Christentum stellte, Menschen ihres Glaubens wegen zu verfolgen. Erst wenn man ihnen vorschrieb, was sie zu glauben hatten, leisteten die Germanen Widerstand. Erst wenn man die Gottheit roh beleidigte, verlangte es die Ehre, für sie, die hundertmal Erntesegen und Frieden gegeben hatte, einzutreten. Wurden dann die schlimmsten Frevler verjagt oder erschlagen, so waren die Biographen dieser „Märtyrer" wie alle Christen über die „Wildheit und Grausamkeit" des Heidentums aufs tiefste entrüstet. Sie hatten kein Gefühl dafür, welche aufdringliche und unwürdige Rolle jene Missionare unter stolzen Heiden oft gespielt hatten. Dem Christentum ging von jeher das Organ ab für das Wahren von Achtung und Abstand vom Glaubensleben der anderen, was nordischen Menschen Selbstverständlichkeit war.

Der Versuch, das friesisch-fränkische Heidentum in Flandern „mit dem Licht des Glaubens zu erleuchten", war zum zweiten Male fehlgeschlagen. Erbittert wandte sich der Heilige nun zu den Slaven jenseits der fränkischen Reichsgrenzen, wahrscheinlich nach Kärnten, wo die Bekehrungerfolge aber ohne die Waffen des Staates noch geringer waren. Bald tauchte er wieder in Gent auf flandrischer Erde auf, um sein Glück noch einmal zu versuchen. Der völlig unter kirchlichem Einfluß stehende König Dagobert unterstützte ihn wieder auf jede Weise. Doch schien auch jetzt noch die Kraft des Glaubens der Ahnen stärker als die Drohungen des Königs und die fremde Religion zu sein. Wir hören, daß St. Amand 649 das ihm verliehene Bistum Mastrich wieder aufgab, und daß er enttäuscht und innerlich gebrochen bei den freien Friesen auf den Scheldeinseln den Märtyrertod suchte. Aber auch das mißglückte. Die Bekehrer waren ohne die Machtmittel des Staates für dieses gesunde Volk keine Gefahr. Man wird den wilden Prediger dort mehr belächelt als befeindet haben. Der von neuem Enttäuschte kehrte deshalb bald wieder nach Frankreich zurück.

Erst in den nächsten Jahrzehnten brachten die Missionbestrebungen der Bischöfe Kunibert von Köln und Elegius von Noyon, die mit den reichen Mitteln der Kirche ausgestattet waren und sich des staatlichen Druckes entschiedener bedienten, den germanischen Glauben in Mastrich und Flandern ganz allmählich zum Schwinden. Noch im Anfang des 8. Jahrhunderts hatte Bischof Hubert von Mastrich mit den letzten treuen Heiden dort zu kämpfen.

3.

Der zweite Stoß des angreifenden Christentums traf den Süden Deutschlands, das Volk der Alemannen. Dieser tapfere Germanenstamm hatte früh seine nationale Selbständigkeit verloren. In der Schlacht bei Tolpiakum (Zülpich) 496 hatte Chlodowech den Norden des Landes erobert, 536 traten die von Belisar schwer bedrängten Ostgoten den Süden an das Frankenreich ab. So war um die Mitte des 6. Jahrhunderts ganz Alemannien vom Lech bis zu den Vogesen, vom oberen Rhonetal bis zum Neckar, Kocher und Jagst fränkischer Besitz. Wenn auch diesem unterworfenen Volke eine gewisse Selbständigkeit, wie die Regentschaft einheimischer Herzöge, überlassen wurde, so war doch der Einfluß der Sieger und ihrer Religion überall zu spüren. Auf zahlreichen im Lande verstreuten Krongütern der Frankenfürsten wohnten fränkisch-christliche Verwalter und christliche Kolonen. Die alemannische Herzogsfamilie wird nicht lange der Religion des fränkischen Hofes widerstanden haben.

Dazu kam, daß die Alemannen, als sie die römischen Wälle durchbrochen hatten, ein Land mit christlich-römischer Bevölkerung besiedelten, die nur zum Teil auswanderte, zum Teil aber, wie im alten Argentoratum (Straßburg), wohnen blieb. Diese unterworfene, christliche Bevölkerung durfte ihren Glauben auch unter den heidnischen Siegern weiterleben.

So waren die Alemannen völkisch nicht mehr einheitlich. Sie waren Sieger und Besiegte zugleich. Es zeigte sich die Tragik des Siegers, der eine andersgläubige Bevölkerung politisch unterworfen hatte und nun mit dieser dasselbe Land zu bewohnen gezwungen war, und die Tragik des Besiegten, der nach dem Verlust seiner Freiheit dem Einfluß des überlegenen Volkes preisgegeben war. Beides führte die zerstörende Macht Utgards mitten in den Frieden germanischen Lebens hinein. Nur in der Freiheit konnte der germanische Gottglaube leben. Politische Knechtschaft zerbrach ihm die Blüte. Das beruhte auf der germanischen Auffassung von „Glück". Glück war nicht wie heute der blinde Zufall, sondern die von der Gottheit in die Menschenbrust gesenkte Siegeskraft, also ein Teil des Göttlichen selbst. Der König, der seine Gefolgschaft zum Siege führte, die Sippe, die wuchs und Ackerland gewann, standen der Gottheit nahe. Der nordische Seemann, der die Gabe des Glückes hatte, erzwang sich in stolzem Selbstvertrauen günstiges Wetter und guten Fahrwind, wie wir es in den Isländersagas so oft lesen. Der mit Glücksmacht erfüllte Held vertraute in seiner Gottnähe auf seine „eigene Macht und Stärke". „Nun wollen wir doch sehen, was mehr vermag, unser Glück oder die Zauberkraft jener Weiber!", rief Held Fridthjof [1]).

Wer den Glücksglauben verlor, wessen Glück dem des Feindes unterlegen war, dem war die Gottheit fern. Er schwankte, er war ein Zweifelsmensch geworden, er war im Sinne des frommen Heidentums gestorben.

Bei so hochstehenden Völkern wie den Friesen, Alemannen, und in höherem Grade bei den Sachsen war dieser Glücksglaube schon vom Einzelwesen und der Sippe auf das Volk übergegangen. Im Blühen und Siegen des Volkes zeigte sich die ihm innewohnende Gotteskraft. Deshalb die immer wiederholten Angriffe bis zum Verbluten aller Waffenfähigen, auch nach einer Niederlage, wie sie einst die Römer, jetzt die Franken erstaunen machten. Es war der Versuch, das weichende Glück zu zwingen und wieder zur Gottnähe zu kommen, nicht „die Wildheit barbarischer Völker", wie die christlichen Quellen so oft schreiben. So war der dreißigjährige Verzweiflungkampf der Sachsen im letzten Sinne ein Kampf um Gott. Dem feindlichen Volke unterworfen sein, sich fremdem Willen beugen müssen, war der Verlust heiliger Glücksmacht, damit Trennung von der Gottheit: der Tod des frommen Heidentums.

Freilich wurde das unterworfene Volk nicht im Handumdrehen ein Volk von Atheisten. Aber es legte sich über den Glauben der Thüringer und Alemannen, als sie ihre nationale Freiheit verloren hatten, ein trübender Schleier, der umso dichter wurde, je mehr christliche Einflüsse sich mit der Übermacht des politischen Siegers verbanden.

Das fromme Heidentum kannte keine Dämonenfurcht. Die lernte es erst, als es die Bekanntschaft mit dem christlichen Teufel machte. Einst hatte Thor die Mitgardschlange, die Macht des Bösen, die weit draußen am Ende der Welt wohnte, mit dem Hammer erschlagen, jetzt ging der christliche Satan zwischen den Hütten der Menschen umher „wie ein brüllender Löwe, auf daß er jemanden verschlinge". Wer mit seinem Freundgott gemeinsam gegen die feindlichen Gewalten kämpfte, brauchte kein „Niedfeuer"[2]), um Zauber und böse Geister von seinem Vieh fernzuhalten. Jetzt zogen die Bauern Furchen um ihren Hof, um sich gegen das Böse zu schützen[3]). Das erste leise Grauen zog in die Herzen der Menschen ein, die einst „das Göttliche in frommer Andacht verehrten". (Tacitus: Germania.)

Die christlichen Quellen und die Geschichteschreiber haben sich allerdings geirrt. Das, was der Indikulus superstitionum[4]) zuletzt als „Reste des Heidentums" bekämpfte, war kein Heidentum mehr, sondern eine Entartung des Glaubens, die die fränkischen Waffen und die neue Religion erst herbeigeführt hatten. Das echte Heidentum hatte mit dem Verlust der nationalen Freiheit den Todeskeim in sich aufgenommen. Daß es sich trotzdem noch so lange hielt, und daß das Christentum auch nach der Unterwerfung immer von neuem Gewalt anwenden mußte, um die Heiden endlich zu erlösen, zeigt nur, wie tief dieser Gottglaube in den

Herzen wurzelte, und wie wesensfremd die neue Religion empfunden wurde. Auch die „Reste" entarteten Germanentums genügten noch, um dem Christentum Widerstand zu leisten. Erst die, die allen Gottglauben verloren hatten, fanden in den Schoß der heiligen Kirche[5]).

Die Heiligenleben und Kirchenhistoriker verherrlichen den Todesmut der Christenpriester, die sich unter „die wilden Heiden" wagten, dort „den rechten Glauben" predigten und durch die Kraft ihres Wortes und ihrer Wundertaten die Alemannen zur Erleuchtung brachten. Hier ist die interpretatio christiana zu weit gegangen. Ein genaues Studium der Quellen ergibt klar, daß alle jene Männer, Columban, Gallus, Fridolin, Trudbert und Pirmin, die sog. Apostel der Alemannen, nur ausführende Organe einer stärkeren, sehr realen Gewalt waren: der Macht des christlich-fränkischen Staates. Diesem Staat war von der Weltreligion die Aufgabe gestellt worden, Schildträger des Christentums im Kampf gegen die nordischen Völker und ihren Gottglauben zu sein[6]). In bewußter Wahrung dieser Aufgabe führte dieses romanisierte Germanenvolk der Franken die Tradition des christlich-römischen Imperiums weiter, die Welt unter das Christentum zu beugen. Die Mehrzahl seiner Kriege waren im letzten Sinne Religionkriege, von den Kreuzzügen Chlodowechs gegen die Goten und Burgunder an bis zu den wilden Mordkriegen Karls des Westfranken gegen die Sachsen. Die Überreichung der römischen Kaiserkrone durch den christlichen Hohenpriester im Jahre 800 war der Dank der Kirche für die gesta dei per Francos, die Gottestaten der Franken.

Nicht der fanatische Ire Columban oder der fränkische Klostergründer Pirmin brachten das Volk der Alemannen zur Taufe, sondern das von den Frankenkönigen eingeführte alemannische Gesetz, die lex alemannia zwang dieses Volk mit eiserner Faust zur Religion der Liebe. Über ein Jahrhundert, von Jahr zu Jahr immer mehr verschärft, brauchte dieses Gesetz, um sein Ziel zu erreichen. Da es in den Kirchengeschichten meist nur nebenbei erwähnt wird, müssen wir uns näher mit ihm beschäftigen.

Das Recht der Alemannen war, wie das aller germanischen Völker, vor der Berührung mit dem Christentum ein freies, ungeschriebenes Gewohnheitrecht. Bald nach der Unterwerfung unter die fränkische Macht ließ Chlodowechs Sohn, Teuderich I. (511 bis 534) auf dem Reichstag zu Chalons die einzelnen Rechtstümer der alemannischen Gaue sammeln. Schon in dieser frühen Zeit wurden, obwohl fast das gesamte Volk noch dem germanischen Gottglauben anhing, heidnische Gedanken aus dem Gesetz getilgt und dafür christliche Bestimmungen eingesetzt. Unter Chlotachar II. (596 bis 628), nach dem das Gesetz seinen Namen erhielt[7]), wurden die Strafen derart verschärft, daß Hauck[8]) mit Recht von einem Ausnahmegesetz spricht, das dem unglücklichen Volke aufgezwungen wurde. Man stelle sich die Ungeheuerlichkeit vor, daß die verachtete Religion des städtischen Pöbels, die in Straßburg, Konstanz, Augsburg

und Basel noch aus der Römerzeit ihr Dasein fristete, jetzt an die Spitze des gesamten Rechts- und Kulturlebens des alemannischen Volkes gestellt wurde. Mit einem Federstrich bestimmte der Gesetzgeber: Alemannien ist ein christliches Land! Ja, der Stachel sollte noch fühlbarer werden. Das Christentum und seine Einrichtungen wurden nicht in das Volksleben eingebaut, sondern sie wurden mit hohen Vorrechten weit über das einheimische Volk gesetzt. Die Bischöfe der Städte standen von jetzt ab an Macht und Ansehen dem Herzog der Alemannen gleich. Beleidigungen ihrer Person oder ihres Siegels wurden bestraft wie die des Stammesfürsten. Auf Tötung eines Presbyters stand eine Buße von 600 Solidi, auf die eines Diakonus oder Mönchs von 400. Wenn man bedenkt, daß die freien alemannischen Bauern ein Wehrgeld von nur 160, die Edelinge von 240 Solidi hatten, daß aber andererseits jene Kirchenbeamten häufig aus den niedrigsten Schichten stammten, bisweilen freigelassene Sklaven waren, so kann man die Demütigung ermessen, die dieses christliche Gesetz dem stolzen germanischen Volke zufügte. Die Sklaven der Kirche standen den Knechten des Königs rechtlich gleich, ihre Kolonen und Hörigen den freien alemannischen Bauern. Wenn ein Getaufter sein Gut der Kirche schenken wollte, so hatte niemand, nicht einmal der Erbe oder der Herzog das Recht, dagegen Einspruch zu erheben. Wer sein Erbe aus den Händen der Kirche zurückzunehmen versuchte, verfiel dem Bann und schwerer Geldstrafe. Wer der Kirche etwas raubte oder entzog, einen Knecht oder ein Pferd oder einen Ochsen, hatte den dreifach höheren Wert zu entrichten als bei Raub an seinen Volksgenossen.

Jeder Verbrecher hatte das Recht, sich in die Kirche zu flüchten. Dort war er sicher. Nicht einmal die Beamten des Staates durften ihn dort herausholen oder strafen. Verletzungen dieses Kirchenasyls wurden als schwere Beleidigung der Kirche mit 78 Solidi geahndet. Ja, wer mit einer Waffe nur den Hof des christlichen Tempels betrat, verfiel hoher Strafe. Geflohene Sklaven gab der Priester nur heraus, wenn der Herr sich durch Pfand verpflichtete, dem Flüchtling nichts anzuhaben. Heimtückisch wurde hier ein Keil zwischen die Volksstände getrieben. Jetzt fanden aufsässige Hörige jedesmal einen Rückhalt an der Kirche gegen ihren Herrn. Gerichtliche Eide wurden nach dem neuen Gesetz nicht mehr auf die Waffe geleistet, sondern am Altar mit der Hand auf dem Reliquienkasten [9]). Bei der Wahl der Dorfrichter entschied nicht mehr die sittliche Eignung allein, sondern die Frage, ob sie gute, kirchenfromme Christen waren [10]).

Mit den schwersten Strafen belegte das christliche Zwangsgesetz die sonntägliche Landarbeit. Ein Unfreier, der am Sonntag arbeitete, wurde geprügelt. Der Freie erhielt einen dreimaligen Verweis, beim viertenmal verlor er ein Drittel seiner Habe. Übertrat er die verhaßte Kirchenvorschrift noch einmal, so konnte er auf Verlangen des zuständigen Priesters der Freiheit beraubt und mit seiner ganzen Familie versklavt werden.

Der Wert eines Solidus, der fränkischen Reichsmünze, betrug damals eine Kuh oder drei fette Schweine. Wer unerlaubt das Haus eines Priesters betrat, hatte demnach als Strafe 36 Kühe oder 108 Schweine zu bezahlen. Das überstieg das Vermögen selbst wohlhabender alemannischer Bauern. Die Folge dieser ungeheuren Bußsätze war die Enteignung der Unglücklichen und ihre Versklavung. Der Kirche gelang es dadurch, sich im Handumdrehen einen gewaltigen Besitz in dem verknechteten Lande zu erwerben.

Dieses grausame von Priestern ersonnene Gesetz wurde einem heidnischen Volke aufgezwungen und, darüber besteht kein Zweifel, mit aller Strenge durchgeführt. Rettberg hat recht, wenn er schreibt: „Denkt man sich diese Gesetze im Volke durch strenge Handhabung sowohl vom König als von dem gleichfalls christlichen Volksherzog durchgeführt, so kann die Wirkung davon nicht zweifelhaft sein" [11]). Der germanische Glaube war mit einem Schlage völlig rechtlos, vogelfrei geworden. Durch tausend Kanäle strömte die Fremdreligion in das friedliche Leben des Volkes ein. Keine öffentliche Handlung, kein Schwur, keine gerichtliche Entscheidung konnte ohne ihre Einwirkung getroffen werden. Der schwere seelische Druck, die dauernde Beobachtung durch die Priester zermürbten das Volk. Der Bauer, der am Sonntag sein Heu vor dem Regen einfuhr, wurde am nächsten Tag durch irgend einen Wandermönch gemeldet und bestraft.

Es war eine kalte Christianisierung, nicht mit Feuer und Blut, wie sie der Nachfahre des Bischofs Arnulf von Metz, der blutige Karl, später schneller und wirkungvoller einführte, sondern mit tausend Nadelstichen und Schikanen und, wenn es nicht anders ging, mit Prügeln. Ein priesterlicher Orden herrschte über ein geknechtetes Volk, an Macht und Rechten weit über dieses Volk herausgehoben. Hinter ihm stand die geballte Waffenmacht des christlichen Frankenreiches. Das war zu allen Zeiten der Sehnsuchttraum der Priester.

Um die Wende des 6. Jahrhunderts strömten von allen Seiten Scharen von Mönchen und Priestern in jenes Land. Meist waren es Iren, keltische Schwärmer und Fanatiker, die der fränkischen Kirche und den Fürsten geeignet erschienen, jene Gesetze zu überwachen und die Früchte zu ernten. Befriedigt sagt Rettberg: „Seit Einführung dieses Rechtsbuches muß deshalb das Alemannenland als ein trefflich geeigneter Boden für Aufnahme der Predigt gelten" [12]).

Gewiß, mit den kleinen verachteten, christlichen Gemeinden aus der römischen Zeit konnte diese gesetzliche Verchristung nicht durchgeführt werden. Es bedurfte der „Glaubensboten" aus aller Welt. Im Kloster Luxeuil in den Vogesen auf fränkischem Boden entstand deshalb ein großes „Missionseminar" [13]), in dem zahlreiche Mönche gesammelt, für die Mission geschult und dann ins Elsaß geschickt wurden. Ihr Meister

und Gründer des Klosters war der Ire Columban[14]), der vom König Teudebert beauftragt und geschützt mit einer Schar von Begleitern um 609 den Rhein hinaufzog und sich am Züricher See, später in Bregenz am Bodensee niederließ. Die Haupttätigkeit dieser christlichen „Bekehrer" bestand in der Überwachung der Heiden, Störung ihrer Opferfeste und Schändung alemannischer Weihtümer[15]).

Der fränkische Staat unterstützte die das Land überziehenden Mönche durch reiche Schenkungen aus den königlichen Krongütern und den gerichtlichen Konfiskationen, die ihnen die Gründung von Kirchen und Klöstern ermöglichten. Das alemannische Bauerntum verarmte, aber das Vermögen der Kirche, gesetzlich gegen jeden Eingriff geschützt, wuchs in wenigen Jahrzehnten ins Ungeheure.

4.

Wie verhielt sich nun das alemannische Bauernvolk gegen diese gesetzliche Verchristung? Die in den Klöstern geschriebene Geschichte jener Zeit hat fast nichts von dem Leiden des unterworfenen Volkes und seinem stillen Kampf überliefert. Die Methode des sich planmäßig steigernden Druckes im Laufe eines Jahrhunderts (die Gesetze wurden von Generation zu Generation allmählich verschärft) bot zu Aufstand und Kampfabwehr weniger Gelegenheit als der blutige Einbruch des Christentums ins Volk der Friesen oder Sachsen. Andererseits mögen die schon erwähnten Trübungen des alemannischen Gottglaubens der kämpferischen Abwehr hinderlich gewesen sein.

Doch lassen die Quellen an vielen Stellen erkennen, daß sich der germanische Glaube nur widerwillig dem Zwang beugte. Hauck macht darauf aufmerksam, daß die immerwiederkehrenden Strafandrohungen im alemannischen Gesetz ein Beweis dafür waren, daß Straftaten im Sinne der Fremdreligion häufig vorkamen. „Gegen vereinzelte Handlungen macht niemand Gesetze!"[1]) Wie die Verchristung eine kalt berechnende war, so war der Widerstand ein versteckter und passiver. Man trotzte den Sonntagsgesetzen. Die Erben erhoben bei Schenkungen an die Kirche grundsätzlich Einspruch beim Grafen oder Herzog. Bisweilen wurde sogar der christliche Stammesherzog durch die drohende Volksstimmung gezwungen, gegen besonders wilde Bekehrer einzuschreiten. So überliefern die Quellen eine ernste Verstimmung zwischen Columban und dem Herzog Gunzo. Das Volk verlangte, daß dieser Weihtumschänder aus dem Lande gewiesen würde. Es ist nun bezeichnend für die Verhältnisse, daß der Herzog nicht den wahren Grund, die Empörung des beleidigten Volksgefühles gegen die christlichen Meintaten, anzugeben wagte. So mächtig war jener Günstling des Frankenkönigs! Er meldete als Grund, daß der Heilige Jagdfrevel verübt hatte.

Oft aber brauste das gekränkte heidnische Ehrgefühl auf. Die Schänder der heiligen Stätten werden beschimpft, geschlagen und verletzt. Manch einer verschwand für immer in den Wäldern. In den verschiedenen Trudbertbiographien, den Lebensbeschreibungen eines christlichen Heiligen, der im Breisgau „missionierte", ist wohl nur die eine Tatsache wahr, daß er von den Knechten, die für ihn zu arbeiten gezwungen wurden, erschlagen wurde. Sehr oft wurde das Kirchenasyl mißachtet. Man holte sich die Verbrecher aus dem christlichen Tempel heraus und wehrte sich mit der Waffe, wenn die Christen es zu verhindern suchten. Ein heimlicher Kleinkrieg entbrannte gegen die fremde Religion. Mit nächtlichen Überfällen, Viehdiebstählen auf christlichen Pfarrhöfen und Beschädigungen von Kirchen rächte man sich für die entehrenden Kirchenstrafen.

Doch aller offener und versteckter Widerstand konnte die mit der Übermacht des Frankenstaates verbundene Kirche nicht bezwingen. Um 650, also 150 Jahre nach dem Verlust der politischen Freiheit, ist das Volk der Alemannen dem Namen nach christlich geworden. Aber es war kein „christliches Volk", wie es die Angelsachsen nach ihrer Bekehrung wurden. Das Christentum hatte wohl den alten arteigenen Glauben zerstört, aber keinen neuen Glauben dafür zu geben vermocht. Aus Zwang und Gewohnheit hatte das Volk allmählich das fremde Religiongetriebe mit seinen Wachskerzen und Weihrauch, den lateinisch geplapperten Gebeten und Kniefällen angenommen. Mürrisch aber geduldig opferte es unter Aufsicht von zahlreichen Priestern seinen Zehnten. Vor den Kreuzen und Kirchen machte es die vorgeschriebenen Ehrenbezeigungen. Aber die Fremdreligion gewann kein Leben in seinem Herzen. Nachdem sie Heiliges verteufelt und zerstört hatte, war sie jetzt nur fähig, innere Friedlosigkeit und Heuchelei zu verbreiten. Die echte Frömmigkeit war mit dem Heidentum zu Grabe gegangen. Das laute Psalmieren und eifrige Bekreuzigen verdeckte nur notdürftig die Leere in den Herzen. Als Thor die Menschen nicht mehr schützte, zog das Grauen in ihre Seele. Die schöne Erde, die zu Kampf und Arbeit rief, verlor unter dem Christentum ihren Sinn. Die guten Götter waren auf Befehl der Priester jetzt zu struppigen Ungetümen geworden, die unter Anführung des christlichen Teufels die Menschen bedrohten; dort, im Jenseits wartete die Hölle, die die Priester in glühenden Farben malten. An Stelle des Freundgottes, dem man sich weihte, waren jetzt Scharen von christlichen Heiligen zu verehren, zu denen kein Mensch germanischen Blutes eine innere Beziehung hatte. Auf dem Altar, auf dem einst der Eidring der Sippe lag, standen jetzt Kästen mit Knochen und Kleiderfetzen, von denen nach Angabe der Priester eine geheimnisvolle Zaubergewalt ausging.

In der Tat, die Annahme des Christentums war hier wie überall zunächst eine Wendung zum Schlechten, von der Innerlichkeit zur Veräußerlichung des religiösen Lebens, von hoher Sittlichkeit zur Demorali-

sation. Es ist eine ungeheuerliche Verkennung geschichtlicher Tatsachen, wenn Hauck [2]) behauptet, daß die entarteten „Verhältnisse in Alemannien gewissermaßen eine Ausnahmegesetzgebung notwendig machten". Das Ausnahmegesetz und seine rücksichtlose Durchführung durch Kirche und Staatsgewalt hatte diese entarteten Verhältnisse erst herbeigeführt. Wenn er aber an einer anderen Stelle [3]) schreibt: „Eine mächtige Schicht heidnischer Frömmigkeit war unter der dünnen Hülle des christlichen Bekenntnisses noch beinahe unberührt vorhanden", so beweist das nur, daß sich Christen unter heidnischer Frömmigkeit nichts anderes als finsteren Aberglauben vorstellen konnten. Es war kein germanischer Gottglaube mehr, den die Kirche sich im Anfang des 8. Jahrhunderts in Alemannien auszurotten bemühte [4]). Wenn man Amulette um den Hals trug, Zaubertränke gegen geheime böse Mächte braute und nachts an den Kreuzwegen tanzte, so war das nur ein schauerliches Zeichen dafür, was das Christentum aus dem klaren, durchaus unmystischen Glauben der Germanen gemacht hatte. Die alten Alemannengötter hatten auf Geheiß der Kirche ihre Lichtgestalt, ihr hilfreiches Wirken für die Menschen verloren, jetzt entrüstete sich diese, daß die Alemannenchristen sich vor Gespenstern und Unholden im Walde fürchteten.

Wie konnte das Christentum anders den inneren Sieg gewinnen, als dadurch, daß es die Menschen erst sündig machte, sie verängstigte und dann den Gequälten, die nicht mehr aus noch ein wußten, die „Erlösung" brachte. Das große Krankenhaus der christlichen Kirche mußte dann die wieder heilen, denen das Christentum erst die Frische und Gesundheit ihrer Seele genommen hatte.

Man kann sich bei der Verchristung der Germanen des Eindrucks nicht erwehren, daß es der missionierenden Kirche und dem mit ihr verbundenen Staat gar nicht auf eine innere Erfassung der christlichen Lehren ankam. Viel wichtiger als die Tiefe des Glaubens war die Masse der Gläubigen. Man berauschte sich in Rom und in den übrigen Zentren der christlichen Propaganda, vor allem in den englischen Klöstern an der großen Zahl. Wenn die großen päpstlichen Bekehrer wie der Mönch Augustin in England oder Bonifatius bei den Hessen ihrem Hohenpriester meldeten, daß Zehntausende zur Taufe geströmt waren, so dankte dieser „mit zum Himmel erhobenen Armen" Jahweh für den großen Erfolg [5]). Es genügte auch den christlichen Anschauungen zunächst, wenn nordische Kauffahrer, die an den Küsten Irlands und Galliens Handel trieben, das christliche Abzeichen trugen. Wer von den Neubekehrten in der Taufformel seinen alten Gottglauben verfluchte, und dafür das Paternoster und das Credo in deum lateinisch hersagen [6]) konnte, hatte seine Pflicht als christliches Gemeindemitglied erfüllt, vorausgesetzt, daß er die pünktliche Zahlung des Zehnten nicht vergaß. Die Kirche war ja nur „eine Anstalt, dazu bestimmt, um das äußere Leben der Christen gemäß den kirchlichen Satzungen in Ordnung und Zucht

zu halten" [7]). Das war die Ansicht eines Bonifatius und wohl aller Bekehrer der Deutschen Stämme.

Um diese für die Mission so vernichtende Tatsache zu begründen, sagen unsere Theologen, die Barbaren wären geistig nicht fähig gewesen, die hohen Gedanken des Christentums zu verstehen. Deshalb hätte man ihnen nicht gleich im Anfang mit der Bergpredigt kommen können. Hier hat die christliche Logik, die das credo quia absurdum ersann, ausgesprochen, wie sie von Denkenden gewertet werden will. Wie sollten diese „Barbaren" das Christentum so „freudig und freiwillig" annehmen, wie sollten sie „in ihrer innersten Persönlichkeit gepackt werden" [8]), wenn man ihnen gar nicht „die hohen, milden und geistigen Lehren" des Christentums zeigte?

Es war dem Christentum unendlich wichtiger, seine äußerliche, straff hierarchische Organisation über das Volk zu legen, als in die Tiefe der Seele zu graben. Es kam ihm darauf an, zunächst einmal fette Pfründen, Geld, Sklaven, also Macht zu gewinnen, die freien Germanen aber mit Hilfe des Büttels Staat zu einer äußerlich gleichgeschalteten Herde zu machen, die gehorsam zur Messe ging, den Zehnten zahlte und Wachskerzen stiftete, weil es sonst nie Herr im Deutschen Lande geworden wäre. Nicht weil die Germanen die Tiefe christlicher Gedanken nicht begriffen hätten, ging das Christentum diesen Weg, sondern weil die Mission nach ihren Erfahrungen einen freien und tiefgehenden Wechsel der Überzeugung gar nicht für möglich hielt. Ein blutgewachsener Glaube läßt sich bei gesunden Menschen nicht durch eine Fremdlehre zerstören. Es ist deshalb ein geschichtlicher Irrtum, bei den Deutschen von einer „Bekehrung", die doch immer ein in die Tiefe Gehen voraussetzt, zu reden. Das Christentum kam als eine „neue Sitte", wie unsere Ahnen es nannten, nicht als ein neuer Glaube. Die „neue Sitte" aber untergrub zuerst den Stolz und die innere Harmonie in den germanischen Herzen. Damit war der Boden für die Gedanken der Bergpredigt bereitet.

Von den christlichen Grundlehren der Sünde, der Gnade und Erlösung haben die Alemannen zum ersten Male vernommen, als der heilige Pirmin mit seinen Mönchen bei ihnen erschien. Das war fast ein halbes Jahrhundert, nachdem der letzte freie Alemanne sich hatte taufen lassen müssen. Bisher war ihnen Jahweh, der Christengott, nur als Weltenschöpfer (damit begannen die Christenpriester ja immer ihre Belehrungen, um die Machtfülle ihres Gottes gegenüber anderen zu erhärten), dann aber vor allem als Gewalthaber gezeigt worden, welcher strafte, wenn man seinen Dienern, den Bischöfen und Geistlichen nicht gehorchte, der aber mit recht materiellem Glück die belohnte, die die Zuchtgebote der Priester erfüllten.

Die christlichen Lehren von Zuckerbrot und Peitsche kann man nicht als sehr tief bezeichnen. Sie hatten bei den Alemannen wohl auch nur

eine äußerliche Unterordnung und Ausrichtung erreicht. Trotz dem verlorenen Glauben und trotz dem aufgezwungenen Kirchenglauben lebte noch so viel germanischer Trotz in ihren Herzen, daß sie noch einmal den völkischen Freiheitkampf wagten. Die Annalen St. Amandi melden in den Jahren 709, 710, 711 und 712 Aufstände der Alemannen, die Pippin, der Majordomus von Franken, blutig unterdrückte.

Da gründete, von Karl Martell geschickt, also im Staatsauftrag, der „Alemannenapostel" Pirmin im Jahre 724 auf der schönen Bodenseeinsel das Missionkloster Reichenau und überzog mit seiner Lehre von dem andern, dem geistigen Christentum das ganze Alemannenland. Es wird die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß zwischen dieser zweiten christlichen „Bekehrung" der Alemannen und jenen Aufständen ein innerer Zusammenhang bestand. Der kühle Realpolitiker, der 715 die Macht erhielt, Karl der Hammer [9]), bedurfte eines unterworfenen Volkes, das nicht nur dem Namen nach christlich war, sondern das mit den christlichen Geboten der Demut und Selbstenttäuschung wirklich Ernst machte. Der Freiheitkampf der Alemannen mußte der fränkischen Kirche und den Herrschern als Folge des wiedererstarkenden Heidentums erscheinen. Und es mögen in der Tat in manchen Kreisen des alemannischen Volkes Wege gesucht worden sein, die zum Gottglauben der Ahnen wieder zurückführen sollten. War es doch schon damals Einsichtigen aus den Ereignissen, die sie um sich sahen, klar geworden, daß, ebenso wie die politische Unterwerfung abwehrlos gegen die Fremdreligion machte, so der völkische Freiheitkampf seine höchste Kraft aus dem arteigenen Glauben zog. Allerdings vergaß man, daß ein verlorener Glaube wohl immer unwiederbringlich ist. Wer einmal das Heilige in seiner Brust zu verfluchen gelernt hatte, findet nicht mehr zur wahren Frömmigkeit zurück. Die Alemannen vertrieben wohl Pirmin und seine Mönche, die Schlimmsten der Eiferer, aus ihrem Herzogtum, sie ließen aber das christlich-fränkische Siegeszeichen, das Kreuz, unangetastet.

Nach der blutigen Unterdrückung des letzten Freiheitkampfes durch Karl Martell im Jahre 730 verbot die Kirche jede, auch die leiseste Regung freien alemannischen Geistes. Die fränkischen Kirchenmänner witterten jetzt sogar hinter den alten Sitten und Gebräuchen, den äußeren Hüllen des toten Glaubens, eine Gefahr. Das Werfen der Runen, das Segnen der Quellen durch hingeworfene Brotstückchen und das Feiern von Volksfesten [10]) wurde verfolgt. Verboten war sogar das Aussprechen alter, halbvergessener Götternamen, wie die Namen der Holla und Freia. Reigen und Volkstänze unter der Dorflinde, ja das Tanzen in den Häusern wurde bestraft. Das Volk sollte, so wollte es die kirchliche Obrigkeit, „in seinem Herzen psallieren" und sich vor dem Kreuze demütig und um Erbarmen flehend niederwerfen. Das „Wort Gottes" allein sollte Richtschnur des Lebens sein.

Mit einem letzten grausigen Schlag rottete Karlmann, jener blutbefleckte Frankenfürst und Mönch, 746 bei Kannstatt den letzten Rest des Widerstandes aus, indem er das ganze Heer der Alemannen heimtückisch überrumpelte und zum großen Teil abschlachten ließ [11]).

Nach dieser Tat war das Volk der Alemannen endgültig „bekehrt". Es begann jetzt, wie Hauck [12]) sagt, die christliche Kirche zu lieben. 200 Jahre lang seit Beginn der Verchristung hatte diese Liebe auf sich warten lassen. Nun wurde es still in den Bergen am Oberrhein wie in einem Friedhof.

5.

Wilhelm Arndt schreibt in seiner Vorrede zur Übersetzung des Lebens des heiligen Bonifatius [1]): „Wie kein anderes Volk ist das deutsche dazu berufen gewesen, die ewigen Heilswahrheiten aufzunehmen und in liebendem Herzen zu hegen". Berufen wurde das Deutsche Volk nach Anschauung der Christen durch die „Vorsehung" oder, sagen wir es klarer, da ja die Vorsehung ein etwas unklarer Begriff ist, von Jahweh. Da es aber geschichtlich feststeht, daß sich alle Deutschen Stämme ohne Ausnahme gegen diese „Berufung" aufs heftigste zur Wehr setzten, daß Friesen und Sachsen sogar das Letzte opferten, um die verhaßte Fremdreligion von Herd und Heimat fernzuhalten, so haben sich Arndt und mit ihm zahlreiche christliche Theologen entscheidend geirrt. Ja, es hat sich auch Jahweh geirrt, wie die große Deutsche Zeit, in der wir heute leben, zu beweisen scheint.

Das Christentum hat eine große Anzahl von Märtyrern, die für ihren Glauben starben, oder, was häufiger war, wegen Schändung eines anderen Gottglaubens erschlagen wurden, als Heilige verherrlicht. Das Deutsche Heidentum hat in e i n e m Jahrhundert ungleich viel mehr an Märtyrern verloren, nicht weil sie fremden Glauben entweihten, sondern weil sie in der Verteidigung dessen, was ihnen heilig war, ihr Leben gaben. Die Namen dieser Treuen nennt keine „Vita". In den Geschichtequellen sind die „Götzendiener", „mit dem Schmutz des Heidentums befleckt" oder „in die Stricke des Teufels gefallen".

Der Abwehrkampf wurde dem germanischen Glauben deshalb so erschwert, weil die Mission, wie wir sahen, nicht auf dem Wege der freien, überzeugenden Predigt erschien, sondern sich der äußeren Druckmittel, Gesetze und Waffen des Staates bediente. Der Beweis ist bis heute noch keinem Theologen oder Geschichteschreiber gelungen, daß auf Deutschem Boden, vielleicht von einzelnen Ausnahmen abgesehen, Heiden, hingerissen von dem göttlichen Gehalt einer christlichen Predigt, das Christentum angenommen hätten.

Nun wird der Einwand erhoben, bei H e s s e n und T h ü r i n g e r n sei dies, wie der Mainzer Priester Wilibald berichtet, unzweifelhaft der Fall gewesen. Hier scheint tatsächlich etwas von dem „liebenden Herzen"

vorhanden gewesen zu sein. Kaum hatte nämlich Bonifatius in Hessen seine „Predigt“ begonnen, da erschienen im Jahre 722 seine Boten in Rom mit der Siegesmeldung, daß er „viele tausend Menschen von dem alten Heidentum gereinigt und getauft hätte“ [2]). Von einer Mitwirkung des Staates überliefert die Quelle nichts. Ähnliche begeisterte Meldungen von Erfolgen kamen später aus Thüringen.

Wir müssen uns etwas näher mit diesen beiden Stämmen und jener Zeit beschäftigen. Hessen [3]) war nicht, wie die fränkischen Herzogtümer Bayern, Alemannien und Thüringen erobertes Land, sondern altfränkischer Besitz. Die Bewohner hatten, wie die übrigen austrasischen Stämme seit alten Zeiten Heerfolge zu leisten. Sie unterstanden im Frieden der Gerichtsbarkeit der fränkischen Grafen. Die Beschlüsse der Konzilien, die als Gesetze verkündet worden waren, galten auch für sie. Da diese Gesetze immer wieder die Annahme der Staatsreligion zur Pflicht machten, so hatte sicher mancher Adlige im Hessenland, der auf gute Beziehungen zum Hofe Wert legte, den väterlichen Glauben verlassen und die „neue Sitte“ angenommen [4]). Der Staat wagte aber in diesem vorgeschobenen Grenzgebiet zunächst nicht mit derselben Strenge vorzugehen, wie er es im romanisierten Neustrien und Burgund tun konnte. Lag doch im Nordosten Hessens das große Kraftfeld des germanischen Glaubens, das Volk der Sachsen.

Wir werden hier zum ersten Male, später noch deutlicher bei der christlichen Unterjochung der Thüringer und Friesen sehen, wie dieses einzigartige Volk der große Gegenspieler des heidnischen Nordens gegen den römisch-christlichen Süden wurde. Die Macht seines noch reinen, mit Boden und Blut verwachsenen Glaubens strömte nach allen Seiten in die Grenzlande aus, gab den kämpfenden Blutsgenossen dort Kraft zum Widerstand und zog andrerseits alles, was noch heidnisch dachte, magnetisch an. Im 6. Jahrhundert waren die südwestlichen sächsischen Gaue an der Lippe und zwischen Thüringer Wald und Harz vorübergehend in fränkische Gewalt geraten. Sofort hatte das Christentum hinter dem Schild des Franken versucht, dort Fuß zu fassen. Diese Ereignisse hatten im sächsischen Volk frühzeitig die Erkenntnis reifen lassen, daß ihnen hier für Glauben und Volkstum die schärfste Gefahr drohte. Nach germanischer Art war die beste Abwehr der Angriff. Deshalb sollte durch die folgenden Gegenschläge vor allem das Christentum getroffen werden. Von nun an duldeten die Sachsen in den umstrittenen Grenzgebieten das Festsetzen der fremden, volkszerstörenden Religion nicht mehr. 713 vertrieben sie die Christenpriester aus dem Bruktererland an der Ruhr [5]), 715 drängten sie die christliche Bekehrungarbeit in Geldern zwischen Rhein und Maas siegreich zurück. Auch in Hessen galten ihre Einfälle während und nach der Verchristung dieses Landes durch Bonifatius ausschließlich den Kirchen und den Klöstern. Aufstände der Thüringer und

der Friesen gegen die Verchristung wurden von den Sachsen regelmäßig unterstützt.

In diesem Kernland des Deutschen Nordens ballte sich der germanische Lebenswille klar und bewußt zum Kampf gegen den Süden und zur Erhaltung germanischer Eigenart zusammen. Hier hatte auch die germanische Duldsamkeit, die leider oft in Unkenntnis der Gefahr zur blinden Vertrauensseligkeit wurde, eine Grenze. Auf sächsischem Boden wurden christliche Werberedner nicht geduldet. Die beiden Ewalde, zwei englische Mönche, die um 695 dort erschienen, wurden erschlagen, noch ehe sie ihre zersetzende Tätigkeit begonnen hatten. Man hatte sie an ihrem Psalmengesang und an den Zaubergeräten, die sie mit sich führten, als Christen erkannt [6]).

So waren die weiten Gebiete der sächsisch-fränkischen Grenze von der Yssel bis zur Unstrut religiöses Zwischenland geblieben, in dem das Christentum wohl einige Vorposten hielt, aber nicht zu einem entscheidenden Schlag gegen den germanischen Glauben auszuholen wagte.

Die christlich-fränkische Verbindung hatte im 7. Jahrhundert eine wirkungvolle Gegenmaßnahme gegen das Deutsche Heidentum eingeleitet. Zu vielen Tausenden wurden christliche Kolonisten aus den linksrheinischen Gebieten den Main hinaufgeschickt. Diese siedelten sich in weiter Ausdehnung links und rechts des Flusses auf thüringischem Boden an und drangen in das nördlich gelegene Bergland, in den Thüringer Wald, die Rhön, den Vogelsberg und in den Taunus vor [7]). Der fränkische Staat erreichte damit eine Trennung der Deutschen Lande in Nord und Süd und eine Befestigung seiner politischen Macht, die Kirche eine innere Schwächung des Heidentums. Die Glaubenseinheit in Thüringen und südlichen Hessen wurde zerrissen. Parteien entstanden. Denen, die in Treue zu ihrem Väterglauben hielten, standen die Einwanderer als Vertreter der Staatsreligion gegenüber. Es entwickelten sich schwere Spannungen zwischen diesen Gruppen, die zu Aufständen und Kämpfen führten. Die folgenden Ereignisse in Hessen und die Wirren in Thüringen kurz vor dem Eintreffen des Bonifatius sind nur von diesen geschichtlichen Tatsachen aus zu verstehen.

In den Jahren 715 und 720 unternahm Karl Martell mit großer Heeresmacht zwei Kriegszüge gegen die Sachsen. Der erste mag der Gegenschlag gegen den sächsischen Stoß ins Land der Hattuarier (Geldern, siehe oben!) gewesen sein, der zweite war ein Raubzug, der von den Sachsen nicht herausgefordert worden war. Er drang „unter großer Verheerung ihres Landes mit Raub und Brand“ bis an die Weser [8]). Zum ersten Male machte sich das Übergewicht der fränkischen Waffen bis ins Herz Sachsens geltend [9]). Zweifellos war der Eindruck dieser Siege in Hessen und Thüringen groß. Jetzt konnte die Kirche dort entscheidend vorgehen.

Im Jahre 722 erschien Bonifatius, den wir immer dort sehen, wo das

Schwert ihm den Weg geebnet hatte, im Lande der Hessen. Die Bekehrungerfolge waren, wie die Quelle berichtet, ungeheuer. Zu Tausenden strömte das Volk zur Taufe[10]). Es ist aufschlußreich, an dieser Stelle einmal die Wahrheitliebe jener christlichen Quellen zu prüfen. Es war Sommer (722), als der Apostel, von Friesland kommend, in Hessen eintraf. Am 30. November desselben Jahres wurde er in Rom zum Bischof geweiht[11]). In der Zwischenzeit hatte er einen Boten mit der Meldung seiner Erfolge nach Rom geschickt, der dort einige Tage verweilte und dann mit einem päpstlichen Schreiben wieder nach Hessen zurückkehrte. Eine Reise von Mitteldeutschland nach Rom dauerte damals 2 bis 3 Monate, reitende Boten haben sie in etwa 5 Wochen bewältigt, ja es sind uns Fälle überliefert, wo kaiserliche Eilboten bei dauerndem Pferdewechsel die Strecken Goslar—Rom und Worms—Rom in wenig mehr als 3 Wochen zurücklegten[12]). Der Geistliche Bynnan, den Bonifatius sandte, war kein kaiserlicher Schnellreiter. Wir wollen ihm aber, um den frommen Biographen nicht allzu sehr in Verlegenheit zu bringen, 4 bis 5 Wochen zubilligen. Der Heilige selbst, „gefolgt von einem Haufen Mannen und umgeben von der Brüder Schar“[13]), brauchte bestimmt reichlich 2 Monate. Da er bis zur Bischofsweihe eine ganze Anzahl von Tagen in Rom warten mußte, wird er zwischen dem 20. und 25. November dort eingetroffen sein. Die dreimalige Reise Hessenland—Rom beanspruchte demnach mindestens 4½ Monate, d. h. die Meldung der Bekehrungerfolge wurde schon Mitte Juli abgeschickt. Für die Missiontätigkeit blieben also etwa 4 Wochen. In dieser kurzen Spanne, so will uns Wilibald glauben machen, wurde nicht nur „eine große Menge Volks“ südlich der Lahn, sondern auch „an der Grenze der Sachsen das Volk der Hessen aus der Gefangenschaft der bösen Geister befreit“, endlich ein Kloster in Amönaburg gegründet.

Die geschichtliche Unmöglichkeit einer solchen Behauptung leuchtet ein. In dieser kurzen Zeit konnten Bonifatius und seine Mönche nicht einmal die Sprache des Landes erlernen. Angenommen aber, das Bekehrungwunder wäre wirklich gelungen, weshalb dann mitten in den „Erfolgen“ die plötzliche Abberufung nach Rom? Vorausgegangen war jener Brief des Bonifatius mit der angeblichen Siegesmeldung, der uns leider nicht erhalten ist. Wir wissen aber, daß der Apostel in demselben Schreiben den Papst um Rat und Hilfe ersucht. Auffallend ist ferner, daß er bei seiner Rückkehr nach Hessen 724 das Land noch voller Heidentum fand und großen Widerstand zu bekämpfen hatte.

Es ist klar, der fromme Biograph hat in seinem christlichen Überschwang der Wahrheit Gewalt angetan. *Der große Apostel der Deutschen hatte bei seinem ersten Auftreten in Hessen einen völligen Mißerfolg.* Er knüpfte vielleicht ein paar Beziehungen zu einigen reichen Christen des Landes an, reiste sondierend quer durch das Gebiet und sah ein, daß „durch die Predigt vom Worte

Gottes“ hier keine Seele zu gewinnen war. Gerade dieser Mißerfolg macht erst verständlich, daß er jetzt die Unterstützung von zwei Stärkeren suchte: von Karl Martell und dem Papst. Rettberg schreibt[14]): „*Er trug wahrscheinlich auf Mittel an, um seiner Predigt Nachdruck zu geben.* Dazu gehörten . . . Empfehlungen an Karl Martell, *dessen Schutz er nicht länger entbehren konnte*“. Wir kennen diesen „Nachdruck“: es war die Zwangsgewalt des Staates. Das ehrliche Wort, das der Apostel später an den Bischof Daniel von Winchester schrieb[15]), erhielt wieder seine Bedeutung: „Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich das Volk der Kirche nicht leiten und *ohne seinen Machtspruch und die Furcht vor ihm heidnischen Brauch und die Greuel des Götzendienstes in Germanien nicht bekämpfen!*“ Deutlicher konnte das Unvermögen der Weltreligion, die Menschenherzen zu gewinnen, durch einen ihrer größten Apostel nicht ausgesprochen werden.

Der erste Besuch bei Karl Martell fand auf der Reise nach Rom im Palatium zu Zülpich statt[16]). Aber die Zusage des Majordomus genügte dem vorsichtigen Apostel noch nicht. Es mußte der Einfluß, den der christliche Oberpriester in Rom auf die Seelen ausübte, beim Kampf gegen das Heidentum mit in die Waagschale geworfen werden. Auch das äußerliche, wirkungvolle Auftreten gehörten zur christlichen Mission. Deshalb die Ordination zum Bischof vor der Rückkehr nach Deutschland.

Mit einer großen Anzahl von Schutz- und Empfehlungschreiben kam der Beauftragte Roms 723 wieder über die Alpen zurück. Der wichtigste war der Brief des Papstes an den Herrscher des Frankenreiches, den wir im Wortlaut bringen müssen:

„Dem ruhmreichen Herrn, unserm Sohn, dem Herzog Karl Papst Gregor. Da wir wissen, daß du, Geliebtester in Christus, den Eifer frommer Gesinnung bei vielen Anlässen zeigst, tun wir unsern schuldigen Gruß zuvor, deiner Gott gefälligen Würdigkeit kund, daß wir uns bestimmt gefunden haben, den hier gegenwärtigen, im Glauben und Wandel erprobten und in den Satzungen des heiligen apostolischen Stuhles, auf dem wir durch Gottes Fügung und in die ganze Kirche umfassender Fürsorge sitzen, unterwiesenen Bruder Bonifatius abzuordnen, um den Stämmen und Völkern Germaniens und verschiedener östlich des Rheinstromes siedelnder, die im Irrwahn des Heidentums befangen oder noch durch die Finsternis des Unwissens gehemmt sind, zu predigen. Daher empfehlen wir ihn in jeglicher Weise deinem glorreichen Wohlwollen, auf daß ihr ihm in allen Nöten beispringt und gegen die Widersacher, über die ihr im Herrn die Macht habt, aufs Eifrigste verteidigt, wobei ihr euch durchaus klar sein müßt, daß ihr, was ihr ihm an wirkungsvoller Gunst zuwendet, Gott erweist, der seinen Aposteln, als er sie aussandte, den Heiden das Licht zu bringen, vorher gesagt hat, daß die, die sie auf-

nehmen, auch ihn aufnehmen. Mit ihren Satzungen durch uns vertraut, beschreitet der genannte Bischof seine Predigerlaufbahn." [17])

Also kein Wort von den großen Erfolgen, die der heilige Mann in Hessen hatte, und die der Papst doch sicher erwähnt haben würde, da sie ebenso im Interesse der Kirche wie in dem des Frankenherrschers lagen. Dagegen viel von „Widersachern" (adversarii) und von „Nöten" (necessitates), die den Unglücklichen im Hessenland erwarteten.

Ein zweites Schreiben [18]) erging „an alle Bischöfe, Priester, Diakone, Herzöge und Grafen" in Austrasien, also an alle Staats- und Kirchenbeamten des Ostreiches. Hier hieß es, daß in den Landstrichen „östlich des Rheinstromes einige Völker auf Anstiften des Teufels im Schatten des Todes irren". Die Heiden werden mit wilden Tieren verglichen. Allen Christen, besonders den Einflußreichen und Machthabern wird befohlen, Bonifatius und die Scharen seiner Werberedner „mit allem Bedarf auszustatten", ihnen bewaffnete Begleiter mitzugeben [19]) und für Unterkunft, Speise und Trank zu sorgen, damit „durch vereinte Bemühungen und einträchtigen Willen die Heilsarbeit gedeihe". Die Befolgung dieses Befehles wird den Betreffenden im Himmel gutgeschrieben. „Wer aber, was wir nicht wünschen, es wagen sollte, sein Werk zu behindern, . . . der soll nach göttlichem Rechtspruch ewiger Verdammnis verfallen". Kraft der Gewalt, die der christliche Oberpriester über alle Kreatur hat, wird mit Versprechungen und Drohungen die Christenheit Austrasiens beauftragt, mitzuwirken.

In einem weiteren Briefe [20]) wird der gesamte austrasische Klerus in Gehorsamspflicht gegenüber Bonifatius genommen. Endlich ergehen noch Befehle an einige thüringische Große und ein Aufruf an „das gesamte Volk im Lande der Altsachsen" [21]), vom Götzendienst zu lassen. Die römische Anmaßung überschlug sich hier ins Lächerliche.

Alle diese sorgsamen Vorbereitungen, das Aufbieten der gesamten christlichen Macht für die nun beginnende Bekehrung, standen in hellem Widerspruch zu den spielenden Erfolgen, die der Heilige damals in Hessen gehabt haben will, und die eben eine Geschichtelüge sind. Bonifatius verließ sich nicht auf die Überzeugungkraft seiner Predigt; wichtiger war ihm der Schutz und die Hilfe Karls und der wirtschaftliche und politische Machteinfluß der christlichen Organisation.

6.

Wenn auch die rechtliche Autorität des Papstes damals noch im Frankenreich umstritten war, die moralische stand unerschütterlich fest. Seine Schreiben wirkten wie der Aufruf zu einem Kreuzzug gegen Hessen und Thüringen. Bis nach England drang die Kunde. Die gesamte englische Kirche nahm Anteil an den Vorgängen in Deutschland [1]), und zahlreiche

Missionare kamen herüber. Der Kampf wurde eingeleitet durch das Erscheinen des Heiligen am Hofe zu Valenciennes, wo Karl Martell ihm nach eingehender Besprechung seinen Schutzbrief ausstellte. Von jetzt an stand Bonifatius unter direktem königlichem Schutz (der Majordomus sprach ja im Namen des Königs); alle Rechtssachen konnte er unter Umgehung der ordentlichen Gerichte vor das Palatium bringen. „Niemand solle es wagen, ihn anzufassen oder zu verurteilen!" [2]) Er solle überall „Ruhe und Sicherheit" genießen. Diese Anweisungen ergingen an „alle Herzöge, Grafen, Schultheißen, Domänenverwalter, alle unsere Unterbeamten, Sendboten und Freunde".

In den folgenden zwei Jahren, 723 und 724, gelang die Verchristung der Hessen. Wir wissen leider sehr wenig davon. Einzelne Bemerkungen in den Heiligenleben lassen darauf schließen, daß es damals an der Nordgrenze Hessens zu heftigen Kämpfen mit den Sachsen kam, daß also der christlich-fränkische Heerbann die „Bekehrung" vor dem heidnischen Kraftzentrum im Norden schützen mußte [3]). Aber auch im Lande erhob sich erbitterter Widerstand. Noch Jahrzehnte später leuchtet aus einer Quelle [4]) der Haß, den die Verchristeten gegen die Priester und Mönche hegten.

Ein gewisses Licht wirft die Schandtat von Geismar auf die Bekehrung. Sie zeigt die entsetzliche Zerstörung, die das Christentum in den hessischen Gauen angerichtet hatte. Parteiungen zerrissen das Volk. Ein großer Teil war christlich getauft. Es waren Eingewanderte, einheimische Adlige, die am fränkischen Hofe gedient hatten, und viele andere, die sich dem christlichen Drucke gebeugt hatten. „Einige opferten heimlich Bäumen und Quellen." [5]) Der heimische Gottglaube stand also schon unter Bedrohung und Zwang. Er mußte sich verbergen. Manche blieben standhaft und verweigerten trotz den Strafen die Annahme der Fremdreligion. Eine letzte Gruppe endlich, die wir immer dort finden, wo die christliche Mission die Frommen vom Altar gerissen hatte, war zu Atheisten geworden [6]). Durch kluges Ausnützen dieser Parteien hatte das Christentum die Oberhand gewonnen. Jetzt wollte es den letzten Schlag führen.

Bei „Gicesmare" lag das uralte chattische Stammesheiligtum. Eine Lichtung in einem mächtigen Eichenwald war die Thingstätte, wo sich seit alten Zeiten der Stamm der Chatten zu Beratungen versammelte. Die Vereinigung blutgebundener Menschen war nach germanischer Anschauung eine religiöse Handlung [7]). Unter einer besonders stattlichen Eiche inmitten der Lichtung wurde das Heilige, das die frommen Hessen in ihrer Seele empfanden, unter dem Namen des Mitgardschützers Thor verehrt. Diese heilige Stätte als Mittelpunkt und Kraftquelle des Volkslebens war den christlichen Priestern seit langem verhaßt. Doch konnte man erst an seine Zerstörung denken, als man der Übermacht sicher war.

Bei ihrem ersten Aufenthalt in Hessen hätten es die christlichen Eiferer nicht gewagt.

Zur Tat wurde alles, was christlich war, aufgeboten. Bewaffnete „Mannen“ [8]) als Begleiter des Apostels waren in großer Zahl anwesend, wahrscheinlich auch Grafen mit ihren „pueris“, die ja von Karl den Auftrag erhalten hatten, den Heiligen gegen Angriffe zu schützen. Die Eiche fiel unter den Streichen der Mönche. „Durch welch kühnen Schritt die Gemüter gewonnen wurden“, schreibt Rettberg [9]). Er behauptet damit, daß diese Schändung die Heldentat eines unerschrockenen Mannes gewesen sei und auf die Heiden die überzeugende Wirkung einer Predigt gehabt hätte. So stand es bis gestern noch in allen Geschichtebüchern, und die Deutschen Kinder hatten es zu glauben.

Können denn christliche Forscher nicht mehr die einfache geschichtliche Wahrheit sehen? In hundert anderen Fällen haben germanische Heiden die Frevler vernichtet! Warum taten sie es diesmal nicht? „Als er den Baum zu fällen begonnen hatte“, schreibt Wilibald, „verfluchte ihn die große Menge der anwesenden Heiden als einen Feind ihrer Götter intra se!“ Mag man diese zwei Worte nun „in ihrem Innern“ oder, wie andre es tun, „unter sich“ übersetzen, aus beiden geht hervor, daß sich ein Widerstand gegen die bewaffnete Übermacht der Christen nicht mehr hervorwagte. Die Hessen sahen wohl mit verhaltenem Zorn dem schändlichen Treiben der „Bekehrer“ zu, aber „ihr Fanatismus brach nicht los“, wie Hauck sagt. Er konnte allerdings nicht losbrechen, weil die Schandtat unter dem bewaffneten Schutz des mächtigen Frankenfürsten und seiner Beamten stand. Nicht „die imponierende Gewalt der Persönlichkeit“ des Bonifatius hielt die Hessen zurück. Sie waren wehrlos, sonst hätten sie sich gewehrt.

Die Tat von Geismar war deshalb nicht „ein Mittel der Missionpredigt“, sondern die letzte Demonstration der christlichen Übermacht; sie war nicht Anfang, sondern Ende. Sie war ebensowenig „epochemachend für die Bekehrung der Hessen“ [10]), sondern weiter nichts, „als die von langer Hand vorbereitete Beseitigung eines Ärgernisses“ [11]), nachdem das Christentum den heimischen Glauben gewaltsam zertreten hatte.

Die Schändung der Thorseiche wird noch immer von Theologen und Geschichteschreibern in den Mittelpunkt der Germanenmission gestellt. Sie sei die den Germanen angepaßte Predigt gewesen, eine Predigt nicht mit Worten, sondern mit der Tat. Sie entsprach damit, so sagt man, „der materialistischen Einstellung der Germanen“, die für theologische Reflexionen kein Verständnis hätten, wohl aber für eine heldische Tat, die ihnen die Ohnmacht ihrer Götter und die Überlegenheit des Christengottes bewies. Man stellt dabei diese etwas handgreifliche Methode in Gegensatz zur modernen Mission, die mit sog. „katechetischen Ausflügen“ [12]) eingeleitet wird. Der Missionar „geht bei den Heiden umher,

sucht sich durch joviales Auftreten und kleine Geschenke zu empfehlen, knüpft, von alltäglichen Gesprächen ausgehend, an religiöse Fragen an und bereitet so die Heiden auf die kommenden Dinge vor“. Gelegentlich werden dann abfällige aber vorsichtige Bemerkungen über den Gottglauben der Eingeborenen und Lobpreisungen der christlichen Religion mit eingeflochten. Dieses Einschleichen des Christentums mit Glasperlen und bunten Kopftüchern sei zwar auch bei den Germanen versucht worden, so behaupten christliche Theologen, und urteilen damit folgerichtig nach ihrer christlichen Anschauung, die die Kultur unserer germanischen Vorfahren auf die gleiche Höhe mit der der Bantuneger stellt. Allerdings hätte diese Methode meist nicht gewirkt, anscheinend weil sie zu milde und zu geistig war. Es mußte eine rauhere, „der simplen Logik der Barbaren“ [13]) besser angepaßte Art der „Predigt“ gefunden werden. Da der Gottglaube der Germanen „durch und durch materialistisch motiviert“ gewesen wäre, so sei „auch die germanische Heidenpredigt durch ihren stark materialistischen Zug gekennzeichnet“ [14]). Die Herrschaft der germanischen Götter über die Menschenherzen sei nur eine Machtfrage gewesen. Zeigte man den Heiden die Machtlosigkeit eines solchen Götzen, so hätten sie sehr schnell den schwachen mit dem stärkeren Gott vertauscht. Es genügte demnach für die christliche Mission, die Götzenbilder zu zerschlagen und die geweihten Bäume zu fällen, dann brach der Aberglaube von selbst zusammen [15]).

Solch baren Unsinn wagt man unter dem Namen von Wissenschaft heute noch Deutschen Menschen zu erzählen. Jene Urteile setzen voraus, daß die Germanen ihre Heiligtümer ruhig zerstören ließen, also gewissermaßen einen interessanten Versuch anstellten, ob wirklich die Götter die Christenpriester für die Schändung straften oder nicht. Da diese Strafe natürlich nie eintrat, so hätten die schlauen Missionare leicht gewonnen. Sie haben aber nie leicht gewonnen, wie die Geschichte hundertfältig beweist, ganz besonders dann nicht, wenn sie sich frevelnd an den Heiligtümern unserer Ahnen vergriffen. Die Biographen der Heiligen und ihre modernen Nachbeter setzen bei den Germanen eine Dummheit voraus, die die dumpfe Wundergläubigkeit der Christen noch übertroffen haben müßte. Als Thor nach Fällung seiner Eiche nicht erschien und die Frevler nicht mit seinem Hammer zerschmetterte, sollte da wirklich keiner der Hessen, anstatt „die frühere Bosheit abzulegen, Jahweh zu preisen und gläubig zu werden“ [16]), auf den Gedanken gekommen sein, einmal das umgekehrte Experiment zu machen? Er hätte ja die aus dem Holz der Eiche erbaute, christliche Kapelle in der nächsten Nacht anzünden und schauen können, ob vielleicht der Christengott mit seinen Posaunen blasenden Engeln erschienen wäre. Die Heiden haben das auch sehr oft getan. Bonifatius jammerte in einem Brief an den Papst [17]), daß sie ihm wieder 30 Kirchen verbrannt hatten. Aber sie dachten in ihrem naturhaft klaren Sinn nicht an ein Wunder wie die Christen. An Wunder

glaubt nur der seelisch Kranke. Sie wurden auch von Jahweh nicht bestraft. Dafür erschien aber jedes Mal ein christlich-fränkisches Heer und verheerte ihre Gaue mit Mord und Brand.

Hier liegt der Kern der „homiletischen Wirksamkeit“[18]) der Germanenmission. Das, was die Deutschen überzeugte, war nichts Übersinnliches, nicht die Wunderkraft des Christengottes gegenüber Thor und Wodan, sondern der sehr reale Druck der fränkischen Waffen und Gesetze. Einem christlichen Forscher entschlüpfte die Wahrheit, als er schrieb: „Die dauernde Unterwerfung eines Nachbarstammes hatte die Annahme der fränkischen Staatsreligion zur Bedingung. Sollte man warten, bis die Widerspenstigen durch die Predigt überzeugt waren? Man predigte vielmehr mit Feuer und Schwert, ‚mit eiserner Zunge‘, wie ein sächsischer Chronist jener Tage sagt“[19]).

Obwohl uns in den Briefen des Bonifatius Ausdrücke wie praedicare und praedicatio häufig begegnen, so erscheint es doch zweifelhaft, ob die Missionare damals in unserem Sinn „gepredigt“ haben. Die große Zeit der christlichen Predigt war vorbei. Es war die Zeit, als die Scharen schwärmerischer Berufsmissionare durch die Katakomben Roms zogen und dem Pöbel, den Massen der Unzufriedenen und Zurückgesetzten die Heilslehre von der Gleichheit der Menschen brachten. Schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts waren diese christlichen Berufsredner verschwunden[20]). Die machtvolle römische Staatsreligion hatte nach Konstantin diese mühsame Methode der Bekehrung nicht mehr nötig. Die Mission war „großzügiger“, „diplomatischer“ geworden[21]). Das blieb auch so, als der römische Staat von den Germanen zertrümmert wurde. Man gewann durch schlauen Vertrag den mächtigen König des Frankenreiches und zwang durch ihn allmählich das ganze Volk zur Taufe. So geschah es in England nach der Bekehrung des Königs Ethelbert von Kent, in Norwegen durch Olaf den Dicken und in vielen anderen Ländern. Meist ging der Gewinnung des Fürsten eine christliche Heirat voraus[22]). Die Methode des schwärmerischen Verkündens war durch das Ränkespiel der Priesterschaft ersetzt.

Doch mag die Homilese in einem andern Sinne bei der Mission der Deutschen nicht ganz gefehlt haben. Schließlich mußten die Unglücklichen, die durch das Staatsgesetz oder durch das drohende Schwert Karls des Sachsenschlächters und seiner Vorgänger gezwungen waren, vor dem taufenden Priester zu erscheinen, wenigstens wissen, was die neue Religion verlangte. Dies war allerdings keine zu Herzen gehende und Herzen gewinnende Bekehrungpredigt, sondern eher dem Befehlsempfang vergleichbar. Sie war also ihrem Wesen nach herrisch, grobsinnlich, anmaßend, sie arbeitete weniger mit Süßigkeiten als mit der Peitsche.

Es sind uns einige solcher Predigten überliefert. Am interessantesten ist die, die Hucbald von St. Amand in der Lebensbeschreibung Lebuins seinen Heiligen sprechen läßt. Allerdings hat der Verfasser des frommen

Betrugs wegen die Ansprache in eine falsche Umgebung gestellt. Dieser Heilige soll sich „angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, an den Füßen die Schuhe des Friedens, auf dem Kopf den Helm des Heils“ in vollem Ornat auf dem Allthing der Sachsen mitten unter die Heiden gestürzt haben. Nachdem er den Christengott in verzückten Worten gepriesen, die heidnischen „Götzenbilder aus Holz, Stein, Gold, Silber oder Erz“ als teuflisch geschmäht hatte, versprach er für die Annahme der Taufe auf der Erde und im Jenseits alles Glück. Wenn sie aber dem Heil widerstreben würden, so werde ihnen die schrecklichste Strafe nicht nur in der christlichen Hölle, sondern schon hier in der Heimat angedroht. „Es sandte der König des Himmels einen tapferen König aus, der klug und fest, nicht aus weiter Ferne, sondern aus der Nähe hervorstürzen wird wie ein reißender Gießbach, um eures wilden Herzens Hartnäckigkeit zu erweichen und eure starren, trotzigen Nacken zu beugen. Er wird feindlich über euer Land herfallen, alles mit dem Schwert, mit Verwüstung, Brand und Wegführen zerstören und wird, ein Rächer des Zornes des Gottes, den ihr stets geschmäht, euch teils durch des Schwertes Schläge töten, teils durch Mangel umkommen, teils in ewiger, trauriger Verbannung eure Tage hinbringen lassen. Eure Frauen und Kinder wird er zerstreuen und als Sklaven verteilen und, wenn noch welche übrig bleiben sollten, wird er sie in Schmach seiner Herrschaft unterwerfen.“

Diese christliche Predigt ist natürlich nie vor freien, heidnischen Sachsen gehalten worden[23]). Eine solche bodenlose Torheit trauen wir selbst einem verzückten Heiligen nicht zu. Wir haben hier das klassische Beispiel einer christlichen Missionpredigt im unterworfenen Lande, wie sie wahrscheinlich zu Hunderten in Friesland und Sachsen nach blutiger Unterdrückung des Freiheitwillens und Gottglaubens gehalten wurden. Welches Schwelgen in alttestamentlichen Rachebildern! So konnten nur Priester sprechen, hinter denen Scharen von Bewaffneten standen. Solche beschämenden Drohungen ließen sich nur Menschen gefallen, denen das Blutbad von Verden in schrecklicher Erinnerung stand. Von solchen Predigten hatte Hucbald, der etwa 40 Jahre nach den Sachsenkriegen geboren wurde, vom Hörensagen vernommen, und so stellte er sich eine echte, schöne Missionpredigt vor. Daß er sie um mehrere Jahrzehnte zurückverlegte, als die Sachsen noch frei waren, hatte nur den Zweck, den Heiligen in den Augen der gläubigen Leser zu erhöhen.

Die zweite Form der christlichen Wortwerbung war die Katechese. Sie wurde geübt in der Form von Einzelbesprechungen zwischen den Missionaren und germanischen Fürsten oder vornehmen und gebildeten Heiden. Dabei soll sich nach Angabe der Quellen die Überlegenheit des Christentums im Wortgefecht von Mensch zu Mensch gezeigt haben. Hier ist uns ein interessantes Dokument in einem Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius, in dem er genaue Anweisungen über die wirkungvollste Widerlegung des germanischen Gottglaubens gab, erhalten[24]).

Dieser Brief eines der gebildetsten Christen jener Zeit, der dem großen Apostel der Deutschen Missionvorschläge machen darf, wird von den christlichen Forschern außerordentlich hoch bewertet. Dieser „sokratischen Methode" der Beweisführung, dem zwingend logischen Scharfsinn konnte, so ist man überzeugt, kein heidnischer Glaube mehr widerstehen. Wenn man den Brief aber frei von christlicher Suggestion liest, so ist man entsetzt über die Flachheit der Gedanken und über den Tiefstand einer Religion, die solcher Beweismittel ihrer Überlegenheit bedarf. Der Bischof stellt die Größe und Macht des Christengottes der der heidnischen Gottheiten gegenüber und zeigt, wieviel vorteilhafter (!) es ist, Jahweh zu dienen, als „die abscheulichen Gebräuche und Göttermären" weiter zu glauben. Denn „während diese, die Christen, fruchtbare Länder, Wein und Öl tragende und an allen übrigen Erzeugnissen reiche Gebiete inne haben, sind ihnen, den Heiden, nur die in stetem Frost starrenden Länder übrig geblieben". Ob das fanatisch christliche England damals Wein und Öl getragen hat? Die Logik, die darin liegt, daß dies ausgerechnet ein Christ aus jenem Nebellande gegenüber dem schönen Waldland der Hessen feststellte, kann man nur mit Behagen aufnehmen.

Um die Tiefe der christlichen Religion zu beweisen, prunkt der Bischof weiter mit der großen Zahl und der politischen Macht. Die Christen beherrschen „schon bald den ganzen Erdkreis" und „stürzen überall die Götzenbilder", während von den Heiden „nur noch ganz wenige im alten Irrwahn verharren". Dann aber sollten, so verlangt der Bischof, die Heiden mit dialektischer Schlauheit und geschickt gesetzten Worten mehr „verwirrt" und „über ihren so ungereimten Irrwahn" zum Erröten gebracht werden. So wird der Polytheismus mit folgendem Gedankengang widerlegt: Die Vielgötterei sei für die Menschen sehr gefährlich. Denn bei der Menge der Götter wisse man oft nicht, welcher der stärkere und welcher der schwächere sei. Deshalb könne man durch Zurücksetzung vielleicht den einen oder anderen beleidigen. Das schrieb der Vertreter einer Religion, die Jahrhunderte lang schwere Kämpfe um die Rangordnung ihrer drei Gottheiten führte, und die sich in dem Streit, ob der Sohn dem Vater gleich, oder ob der Vater mächtiger als der Sohn, ob der Sohn vielleicht nur ein Halbgott sei, ob er dem Vater nur ähnlich sei, und wie zu beiden der dritte, der heilige Geist stünde, in mehrere Parteien spaltete, ein Streit, der schließlich mit Schwert und Blut entschieden wurde [25]).

Die geistige Dürftigkeit der Beweisführung des großen englischen Bischofs ist nicht zu leugnen. Unsere Theologen haben auch dafür eine Erklärung: diese Belehrungen waren „dem barbarischen Verstand" der Hessen und Thüringer angepaßt. Es ist dann allerdings merkwürdig, daß nach Annahme der Taufe, darin sind sich alle Quellen einig, das Barbarentum mit einem Male verschwand. Ob auch der Verstand jener

Menschen gewachsen ist, wenn sie endlich in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche eingegangen waren?

Erst wenn man diesen Brief, der wegen „der Schönheit seiner Form", „der Wohlgemeintheit seiner Vorschläge" [26]) und dem „milden Charakter" so gelobt wird, gelesen hat, versteht man, daß das Christentum durch sich selbst damals keinen freien Germanen gewinnen konnte. Die isländischen Bauern würden gelächelt und geschwiegen haben, hätte Bischof Daniel einen solchen Bekehrungversuch bei ihnen gemacht. So war es in der Tat. Die katechetische Unterhaltung war in den Fällen, wo sie nicht nur ein diplomatisches Ränkespiel des Priesters bei Fürsten und Vornehmen war" [27]), eine sehr einseitige: der wortreiche Priester schilderte die Vorteile seiner Religion und malte „mit süßen Worten" die Freuden des Himmels und „mit schreckenerregenden" die christliche Hölle aus [28]), und die Heiden hörten ihm schweigend zu. Bisweilen wurde der Eiferer durch eine Zwischenfrage, die den kritischen Verstand der Zuhörer kennzeichnete, in Verlegenheit gebracht. So soll Ratbod, der Friesenkönig, den Bischof Wulfram, dem er Gastfreundschaft an seinem Hofe gewährte, bei einer solchen Unterhaltung gefragt haben, wo nach christlicher Lehre seine ungetauften Vorfahren blieben [29]). Nach einer andern Quelle fragten die „Heiden" den Priester, warum denn der christliche Gottessohn nicht früher erschienen sei, warum er erst, ehe er sich dazu entschloß, so viele tausend Menschen unschuldig in der Hölle verderben ließ. Man erkennt, wie schon damals die Zeit- und Raumbegrenztheit der jüdisch-christlichen Offenbarung den klar denkenden Germanen in ihrem Widersinn auffiel.

Noch ein Weiteres fällt in allen Quellen jener Zeit, so auch im Briefe Daniels auf: das war die völlige Unkenntnis vom Gottglauben der Germanen. Zwar rühmt sich Daniel, die Heiden sollten „wohl erkennen, daß uns ihre abscheulichen Göttermären nicht unbekannt sind". Doch zeigen seine Vorstellungen von einem rivalisierenden Götterolymp, daß er vom germanischen Glauben wohl kaum etwas wußte, wohl aber eifrig die alten Apologeten der griechisch-römischen Zeit gelesen hatte [30]). Auf Island, der einzigen Stelle, wo uns germanischer Glaube, allerdings nicht ohne gewisse christliche Entstellung, überliefert ist, wurden scheinbar nur zwei Gottheiten verehrt, Thor und Freir, und zwar nie beide von denselben Menschen, sondern die einen verehrten Thor, die andern Freir.

Die Missionare konnten bei ihren katechetischen Unterhaltungen mit gebildeten Germanen die tieferen Schichten des germanischen Glaubens kaum erfahren. Zu einer religiösen Disputation gehörte eine Religion, die schon niedergeschrieben, möglichst in scharf formulierte Dogmen gefaßt war, so wie es den orientalischen Glaubensformen eigen war, oder wie Reformation und Gegenreformation ihren Glaubensinhalt in strengen, schriftlichen Thesen und Antithesen niederlegten. Es gehörte eine Religion dazu, die sich zur Predigt eignete und in deren Wesen es lag,

andere Glaubensformen anzugreifen. Diese Bedingungen erfüllte die christliche Religion, nicht aber der germanische Glaube. Jene mußte sich an ihrem Ursprung als jüdische Sekte erst mühsam durchsetzen; der erste Versuch, die Anerkennung zu erlangen, endete mit dem Tode ihres Stifters. Der germanische Glaube war gewachsen wie die Felsen an den Nordlandküsten, nicht im Religionstreit entstanden. Er war arteigen und lebte nur dort, wo Germanen wohnten. Das Christentum ging seinen Weg über die Völker mit dem tausendfach wiederholten Nachweis, daß der jüdische Gott Jahweh „der Rechte" war. „Es ist kein andrer Gott neben mir!" Der germanische Glaube hat sich nie bemüht, sich Menschen anderen Blutes aufzudrängen.

Es ist deshalb durchaus denkbar, daß fromme Heiden, von eifernden Missionaren aufgefordert, „die Richtigkeit" ihres Glaubens zu beweisen, schwiegen, teils aus Stolz und innerer Keuschheit, teils weil sie das Gotterleben ihrer Seele nicht in Worte zu fassen vermochten.

Die Christenpriester der Bekehrungzeit zeichneten sich durch völliges Unverständnis für fremdes Seelenleben aus. Das geht aus allen Quellen hervor. Die christliche Voreingenommenheit, die den Glauben der andern als „teuflischen Irrtum", als „Tücke und Verstocktheit" ansah, war eine unübersteigbare Mauer. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Bonifatius, der engherzigsten einer, viele Jahre lang mit heidnischen Thüringern zusammenwohnte, ohne zu erkennen, daß auch der germanische Gottglaube eine Höhe hatte. Nirgends finden wir das geringste Eingehen auf den im Mittelpunkt des heidnischen Lebens ruhenden Ehrbegriff. Demselben Bonifatius, der einen Priester, dem schwere „Unzucht" nachgewiesen war, im Amte ließ, damit „die früher geheime Sünde nicht offenkundig" werde, „die Volksmenge nicht Ärgernis daran nehme", und nicht etwa „großer Abscheu gegen die Priester und Mißtrauen gegen die Diener der Kirche" entstehe[31]), ist es ein Greuel, mit heidnischen Ehrenmännern an einem Tisch zu sitzen. Die christlichen Missionare haben sich nicht einmal die Mühe genommen, die Götter der germanischen Mythen mit ihrem Deutschen Namen zu nennen. Da wird von Minerva und Venus gesprochen[32]), an anderen Stellen von Saturn, Merkur und Jupiter[33]). Am liebsten aber bezeichnete man die Gottheit der Heiden als Teufel. Da hatte man die Möglichkeit, diese Gestalt gleich mit in den christlichen Polytheismus einzureihen, allerdings als Widersacher Jahwehs. Das war zunächst die einzige „Anknüpfung" an das Heidentum, von der die Theologen so gerne sprechen.

Hätte ein einziger der christlichen Missionare ein hochgemutes Herz und ein offenes Auge in der Deutschen Bekehrungzeit besessen, so brauchten wir heute nicht aus kümmerlichen Bruchstücken den Glauben unserer Ahnen heraus zu schälen. Aber so hat es die Mission immer getan. Heute müssen Ethnologen und Archäologen der christlichen Welt zeigen, welch hohe Vorstellung vom Göttlichen die schlichten Menschen der Südsee und

die Ureinwohner Perus hatten. Die Mission hat es nie gesehen, sie hat nur in blindem Fanatismus zerstört. Sie sah nur den Aberglauben auf der Gegenseite, den jede Religion, und besonders die christliche, als Unterschicht besitzt, nicht aber den reinen Gottglauben frommer Menschen. Wer deshalb den Brief Daniels „unter die wertvollsten Denkmäler germanischen Heidentums"[34]) rechnen will, kann wissenschaftlich nicht ernst genommen werden.

7.

Im Jahre 725 wandte sich der heilige Bonifatius, nachdem er in Hessen sein Werk vollbracht hatte, nach Thüringen, um dort „das himmlische Heerhorn" erschallen zu lassen.

Das Land der Thüringer reichte zur Zeit ihrer Unabhängigkeit von der Donau im Süden bis zum Harz, vielleicht sogar bis in die Gegend von Magdeburg im Norden, von der Elbe und den böhmischen Gebirgswällen bis zur Werra im Westen. Wegen seiner Größe wurde es von zeitgenössischen Schriftstellern als das eigentliche Germanien angesehen.

Wie Alemannien verlor auch Thüringen frühzeitig seine nationale Selbständigkeit. In der Schlacht an der Unstrut im Jahre 528 unterlag es den Chlodowechsöhnen und wurde dem fränkischen Reiche einverleibt. Seine Unterwerfung war eine vollkommenere als die Bayerns und Alemanniens. Denn in den ersten hundert Jahren nach der Katastrophe erhielt es keine eigenen Herzöge wie jene. Im Auftrage der Merowinger regierten dort fränkische Grafen mit ihren Unterbeamten. Gleichzeitig erfolgte im 5. und 6. Jahrhundert die schon erwähnte Einwanderung, die dem thüringischen Volkstum den ganzen Süden des Landes entriß und das heutige Franken, damals „Ostfranken" oder „Neufranken" schuf.

Die ersten Berührungen mit dem Christentum lassen sich schon für die Zeit um 520 nachweisen. Hermenfried, der König der Thüringer, heiratete Amalaberga, eine christlich-ostgotische Prinzessin. Wie weit sich ihr christlicher Einfluß am Hofe erstreckte, ist unbekannt, hatte auch wenig Bedeutung für die Zukunft, da nach der Ermordung Hermenfrieds durch die Chlodowechsöhne in Zülpich die Witwe mit ihren Kindern wieder nach Italien zog[1]).

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts müssen wir uns die Verhältnisse in Thüringen so vorstellen, daß der Süden des Landes, das heutige Franken, durch eingewanderte Kolonisten überwiegend christlich war, in den Gebieten bis zum Thüringer Wald Heiden und Christen gemischt wohnten, daß aber der Norden dem alten Gottglauben anhing. Unter Dagobert, um 630, erhielt das Land einen eigenen Herzog, Radulf, wahrscheinlich einen eingewanderten fränkisch-christlichen Edlen, der in Würzburg residierte. Der Schwerpunkt der Macht lag also damals schon im Süden des Landes, im christlichen Maingebiet. Die Ansicht Rettbergs[2]), die sich

auf die durchaus legendenhafte Lebensbeschreibung des heiligen Kilian stützt, daß Radulf und seine Nachfolger Heiden gewesen seien, wird durch die glaubwürdigeren Angaben Wilibalds widerlegt. Sie ist auch unwahrscheinlich. Wir trauen es dem eifrigen Bekehrer Dagobert, der sich an Schenkungen an die Kirche überbot, und von den Biographen als „äußerst gottesfürchtig" geschildert wird, nicht zu, daß er in die christliche Maingegend einen heidnischen Herzog geschickt hätte. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß mit der Einsetzung Radulfs das Christentum gestützt werden sollte.

Das völkisch gemischte Land war voller Spannungen. Der germanische Glaube sah sich gemeinsam mit dem altthüringischen Volkstum durch die fränkisch-christliche Einwanderung in die Waldberge zurückgedrängt. Er suchte dort Anschluß und Hilfe, wo sich überall das bedrückte Heidentum hinwandte, bei dem großen heidnischen Kraftzentrum des Nordens, bei den Sachsen. Freilich war die Hinneigung zu ihnen im Lande der Thüringer keine einheitliche. Die christlichen Teile im Süden lehnten sie ab. Eine tiefe Kluft zerriß das Volk in zwei Parteien. Es wurde dadurch in seiner politischen Leistung geschwächt. Das langsame Eindringen der Slaven in die Elblande bis an die Saale und an die Quelle des Mains fand nicht mehr wie früher kraftvollen Widerstand.

Da suchte Radulf das Thüringervolk noch einmal zu einen. Es heißt, er sei vom Christentum abgefallen. Diese Bemerkung zeigt klar, daß hinter all diesen scheinbar rein politischen Vorgängen die tiefen religiösen Fragen als treibende Ursachen standen. Er gab die von der fränkischen Staatsreligion gewünschte Zurückdrängung des heidnischen Volksteils auf und schloß Bündnisse mit den heidnischen Nachbarn, Sachsen und Wenden (640). Das fränkische Heer wurde an der Unstrut, also an der Grenze der Sachsen, sicher mit sächsischer Hilfe geschlagen. Thüringen löste sich aus dem fränkischen Staatsverband. Das Bündnis mit den Sachsen hatte eine mächtige Stärkung des thüringischen Heidentums zur Folge.

Wir wissen nicht, wann und wie das Land wieder in fränkische Abhängigkeit kam. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts setzte der Majordomus Pippin von Heristal den fränkischen Herzog Theotbald über Thüringen, dem sein Sohn Hedan folgte. Beide waren eifrige Christen. Pippin wünschte, daß die Bekehrung im heidnischen Teile Thüringens vorwärtsgetrieben wurde. Seine engen Beziehungen zu dem „Friesenapostel" Willibrord und seine zahlreichen Schenkungen an die Missionare sind ein beredtes Zeugnis für die Stellungnahme dieses Fürsten im Religionkampf [3]). Auch Hedan, der Missionherzog, stand mit Willibrord in enger Verbindung. Er wünschte ihn nach Thüringen zu ziehen, schenkte ihm dort einen reichen Landbesitz [4]) und beabsichtigte durch ihn ein Kloster zu gründen. Der Apostel kam zwar nicht, aber er schickte aus dem großen

Missionkloster des Westens, Echternach, ausgebildete Missionare nach Thüringen [5]).

Die Spannung war zur Siedehitze gestiegen. Das Heidentum setzte sich gegen die immer stärker werdende Verfolgung zur Wehr. Zwischen 690 und 700 wurde einer der eifrigsten Wühler, der heilige Kilian, mit seinen Begleitern erschlagen [6]). Es setzte darauf die Zwangsbekehrung mit blutiger Grausamkeit ein. Wilibald führt dieses Wüten gegen die eigenen Untertanen auf die „finstere Gewalt tyrannischen Herzogtums" und auf die Habgier der Herrscher zurück, sucht also die religiösen Hintergründe zu verschleiern. Doch verrät er sich im nächsten Satz: „Mit dem Aufhören der Herrschaft dieser frommen (!) Herzöge hörte auch ihr (der Thüringer) Eifer für die christliche Religion auf" [7]). Es ist allerdings verständlich, daß dieser „Eifer", der durch unerhörte Grausamkeiten erzwungen war, nach dem Tode der Bedrücker erlosch. Wenn wir Wilibald Glauben schenken, so war ein großer Teil der Widerstrebenden außer Landes verwiesen oder ermordet worden. Er spricht von „einem zurückgebliebenen Rest des Volkes", der sich in seiner Not „der Herrschaft der Sachsen unterwarf".

Die Empörung derer, die dem väterlichen Gottglauben noch treu geblieben waren, muß ungeheuer gewesen sein. Gustav Schnürer, ein streng romgläubiger Historiker [8]), schreibt: „Viele von den einheimischen Großen waren getötet oder gefangen genommen worden. Das ergrimmte Volk erhob sich, rief die heidnischen Sachsen herbei und entzog sich somit der Herrschaft der Herzöge. Diese Herzöge waren schon zu der Zeit, da Bonifatius das erste Mal nach Thüringen kam, gestorben . . . Die Verwirrung wirkte aber nach, insofern, als die politische Annäherung an die Sachsen fortbestand. Dies führte auch zu einer religiösen. Wie der Haß gegen die das Christentum begünstigenden fränkischen Herzöge zum Haß gegen das Christentum führte, so leitete das Bündnis mit den heidnischen Sachsen zu einer Annäherung an das Heidentum über. Insbesondere von den einheimischen Großen, die schon längst getauft waren, hatten manche das Heidentum wieder angenommen oder nahmen doch ihrer Verbündeten und Beschützer wegen an den heidnischen Gebräuchen teil. Die harte, ungerechte Herrschaft der letzten Herzöge hatte das Christentum, das hauptsächlich durch sie gehalten wurde, nicht beliebt gemacht".

Schnürer hat die Dinge mißverstanden. Nicht das Bündnis mit den Sachsen führte zur Annäherung an das Heidentum, sondern jener „Rest des Volkes" rief, weil er sich vor der blutigen Zwangsverchristung retten und seinem Glauben treu bleiben wollte, die treuen Schützer germanischen Glaubens und Todfeinde der christlichen Franken zu Hilfe. Betrübt jammert jetzt Wilibald über „den höchsten Grad heidnischer Verderbnis", der wieder eingeführt wurde. Natürlich beteiligten sich bei diesem Kampf für Glauben und Heimat nur die Nordgaue des Landes.

Die christlich-fränkischen Südgaue im Maingebiet werden sich dem Freiheitkampf ferngehalten haben [9]).

In jener Zeit ging das Bewußtsein, daß die beiden Landesteile, das Gebiet zwischen Main und Donau und das Thüringer Waldland bis zur Unstrut einst ein einheitliches Reich gebildet hatten, verloren. Die religiösen Gegensätze waren in einer Zeit, in der die letzten großen Entscheidungen nahten, zu tief. Als Hedan gestorben war, schlossen sich die thüringischen Waldgaue fest an Sachsen an.

Schwieriger waren die Verhältnisse in den Mischgebieten, wo Anhänger des germanischen Glaubens und Christen nebeneinander wohnten. Viele der Zwangsgetauften legten die Fremdreligion freudig wieder ab, manche, wahrscheinlich eingewanderte Kolonisten, weigerten sich, das zu tun. Es mögen nicht viele gewesen sein; denn sie werden später vom römischen Papst genannt und durch einen Brief ausgezeichnet [10]). Märtyrer wurden nicht aus ihnen, denn man ließ sie auch als Christen unter den Heiden ruhig weiter leben.

Die meisten Christen in den befreiten Mischgebieten behielten ihre christlichen Symbole, ihren Ritus, ja sogar ihre iroschottischen Prediger bei, nahmen aber wieder an den Sitten ihres Volkes teil. Sie ritten wieder, wie zu alter Zeit, zum Thing, das von heidnisch-religiösen Feiern umrahmt war. Sie erfüllten wieder die altheiligen Sippenpflichten. Es entwickelte sich dort jenes merkwürdige Gemisch aus Heidentum und Christentum, das alle Kirchenhistoriker, am meisten aber den heiligen Bonifatius, in hellen Schrecken versetzte [11]). Die Christen machten beim Festschmaus zu Ehren Thors das Kreuzeszeichen über dem Opferfleisch und aßen dann den heidnischen Braten. Die Priester heirateten wieder, was ihnen später durch Bonifatius den Vorwurf eintrug, sie hätten sich „beschmutzt und verunreinigt durch Hurerei und die keusche Enthaltsamkeit eingebüßt". Sie tauften die Kinder der Christen nach christlichem Ritus, dann gingen sie zum Erbbier, der altheidnischen Totenfeier. „Man verehrte wieder die alten Götter, ohne daß man doch den Christennamen aufgegeben hätte" [12]).

Das völkische Band war stärker als die artfremde Religion, es war aber nicht stark genug, um die religiös Zwiespältigen in wenigen Jahren wieder zum arteigenen Glauben zurückzuführen. Doch war das Christentum nur noch die äußere Schale, die vielleicht, wenn man der Entwicklung Zeit gelassen hätte, wieder völlig abgestreift worden wäre.

8.

So fand Bonifatius die Verhältnisse, als er von Rom zurückkehrend mit dem Auftrag, Thüringen zu bekehren, 719 zum ersten Male im Herzen Deutschlands eintraf. Er kam, wie der Chronist schreibt, „der klugen Biene vergleichbar, die spürend die Gefilde durchfliegt und in leisem

Flügelsummen die große Anzahl duftender Blumen umflatternd mit kostendem Rüssel forscht, wo sich des Nektars honigreiche Süße birgt, dieselbe dann, jedes tödlichen Saftes Bitterkeit verachtend, in ihre Körbe bringt, die alles prüft und das Gute behält".

Aber hier war nicht viel „Gutes", wie wir oben gesehen haben. Er umflatterte deshalb die duftenden Blüten nicht sehr lange, besuchte ein paar Geistliche und einige Große des Landes, ermahnte sie „von der Bosheit Abwegen wieder auf den richtigen Weg der kirchlichen Satzungen" zu treten, und flog dann mit leisem Flügelsummen schnell wieder davon. Die Mission in Thüringen erschien ihm unter den gegebenen Verhältnissen alsaussichtlos. Es gab nur eine Möglichkeit: die Hilfe Karl Martells.

Der beabsichtigte Besuch bei dem Herrscher des Frankenreiches kam nicht zur Ausführung. Als Bonifatius am Rheine angekommen war, traf ihn die Nachricht, daß der Friesenkönig Ratbod, der große Vorkämpfer des germanischen Glaubens, gestorben war. Der Apostel reiste darauf sofort nach Friesland. Wir werden die folgenden Ereignisse bei der Friesenverchristung besprechen.

Als Bonifatius im Jahre 725 zum zweiten Male in Thüringen erschien, hatten sich dort die politischen Verhältnisse wesentlich geändert. In drei Kriegszügen, von denen die ersten zwei reine Angriffskriege [1]) des Franken waren, war Karl 720, 722 und 724 in Sachsen eingebrochen. Es war die Antwort des Majordomus auf das Bündnis der Sachsen mit den Nordgauen der Thüringer und auf die Vernichtung des Christentums in jenen Gebieten. Dem Einbruch ins Sachsenland muß die Unterwerfung Thüringens in seinem alten Umfang vorausgegangen sein; denn mit einem aufständigen Thüringen im Rücken konnten die Franken nicht wagen, in Sachsen einzufallen [2]).

Zweifellos waren nur die südlichen sächsischen Grenzgaue [3]) getroffen worden, doch war der heidnische Freundschaftbund mit den Thüringern dadurch zerrissen. Das Heidentum war dort wieder der Macht christlich-fränkischer Waffen ausgeliefert. Es ist nicht anzunehmen, daß Karl das Zusammengehen mit den Todfeinden der Franken straflos ließ. Da die Treue zum germanischen Glauben auch den Verdacht auf Hinneigung zu den Sachsen erweckte, läßt sich ermessen, welchen Druck der Sieger auch in religiöser Hinsicht auf das unterworfene Volk ausübte. Hinter dem Heerführer erschien sofort der missionierende Priester. Der Schutzbrief des mächtigen Herrschers öffnete ihm die Tore. Der fränkische Heerbann stand noch im Lande und sorgte dafür, daß jeder Widerstand gegen den „Heiligen" gebrochen wurde. Jetzt konnte die Mission ganz andere Erfolge haben als damals im Jahre 719. Triumphierend schreibt der Biograph [4]), daß Bonifatius nun „die große Ernte anzutreten begann".

Noch enger als damals in Hessen schlossen sich jetzt die drei an der Ver-

christung interessierten Mächte zusammen: der Staat, indem er die Mission politisch vorbereitete und mit dem Schwerte schützte, die römische Kurie, die in Kreuzzugbegeisterung die Christenheit aufrief, die Mission in Thüringen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern[5]) und endlich England, dieses fanatisch katholische, mit Klöstern, Asketen und Heiligen erfüllte Land, das nun Germanien mit seinen Missionaren überschwemmte.

Wie es zu allen Zeiten war, rettete sich der Teil des geknechteten Volkes, der seine Entschlüsse nach den jeweiligen Machtverhältnissen einzurichten pflegte, schnell unter die Fittiche der christlichen Kirche. Man wird darunter nicht die wertvollen Glieder des Volkes, die heldischen und charaktervollen finden. Doch regte sich überall machtvoller Widerstand, nicht allein bei den Anhängern des germanischen Gottglaubens, sondern auch bei jenen, die geglaubt hatten, man könne christliche Symbolik mit heidnischem Glauben vereinen. Sie verlangten nun dieselbe Duldsamkeit bei den Christen, die sie einst bei den Heiden gefunden hatten. Sie sträubten sich gegen die landfremden Eindringlinge aus England, die straffe Unterwerfung unter Rom verlangten und den heidnischen Glauben, der den eigenen Volksgenossen heilig war, verfluchen ließen.

Die fanatischen Mönche hatten dafür kein Verständnis. Ganze Schmutzkübel von Schimpfworten schütten die frommen Berichterstatter über diese zwischen den Religionen Stehenden aus. Man nennt sie Volksverführer, Hurer, falsche Brüder, Ehebrecher[6]). Es gelang dem „mit Karls Vollmacht versehenen Bischof"[7]), diese innere Opposition allmählich zu unterdrücken. Ohne Gewalttaten ist das nicht gegangen, wie man aus den absichtlich dunklen Andeutungen Wilibalds schließen kann. „Sie empfingen die ihnen gebührende Wiedervergeltung." Schnürer glaubt, daß die Führer des inneren Widerstandes gerichtlich verurteilt wurden. Wahrscheinlich wurden sie außer Landes verwiesen[8]).

Hinter all diesen Ereignissen stand die Macht des Staates, wenn sie auch von den Biographen verschwiegen wird, in der Absicht, die Bekehrer möglichst groß und die Bekehrung durch Jahwehs Gnade und als der Priester Werk erscheinen zu lassen.

Weit heftiger war der Widerstand der freien Thüringer. Man liest mit Erschütterung von dem verzweifelten Kampf, den diese letzten heidnischen Nordgaue Thüringens für ihren heimischen Glauben wie für die völkische Freiheit führten. Sie wußten, daß sie sich dieser fremden Religion, die bedingunglose Unterwerfung unter das Joch Christi verlangte und entschlossen war, die Unterwerfung blutig zu erzwingen, nur mit der Waffe in der Faust erwehren konnten. Das folgende Jahrzehnt der Verchristung Nordthüringens ist von wilden Kämpfen erfüllt[9]). Natürlich sind es nach den Quellen die „bösen" Heiden, die „unzählige Male" in die friedlichen Gaue der Christen einfielen und dort die guten Schäflein, besonders aber ihre heiligen Schafhirten ängstigten, so daß

sie sich in ihre befestigten Burgen flüchten mußten. Es ist die übliche Darstellung, die den Angreifer und den Angegriffenen verwechselt. Nicht der germanische Glaube hat das Christentum bedrängt, kein Missionar des germanischen Glaubens hat je Christen zu bekehren versucht. Die Germanen hätten dem Christentum nie etwas zu Leide getan, wenn es sich auf sein vorderasiatisches, mediterranes Ursprungsland beschränkt hätte.

In christlichen Köpfen malte sich die Welt anders, als es Wahrheit und Vernunft erfordern. Den gläubigen Christen erschien die Treue der Heiden zum arteigenen Glauben als „halsstarriges Verharren im Irrtum" und die Abwehr des Christentum als teuflisches Verbrechen. Wir können deshalb die falschen Darstellungen der Quellen den „aus ihrem Blut und Volkstum herauserlösten" heiligen Biographen jener Zeit nicht übelnehmen. Wenn aber Deutsche Geschichteschreiber, die Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erheben, solche Täuschungen kritiklos übernehmen, so ist mit Erschütterung festzustellen, welche Verheerung die Fremdreligion während der tausend Jahre ihrer Herrschaft in den Seelen der Deutschen angerichtet hat.

Gelegentliche Bemerkungen in den Quellen verraten die wahren geschichtlichen Vorgänge in jenem unglücklichen Lande. Die Missionare benutzten die Zerrissenheit des thüringischen Volkes, die die neue Religion verursacht hatte. Die „Bewachung und der Unterricht", die „der auserwählte Hirte Bonifatius"[10]) und seine Mönche ihren Gläubigen angedeihen ließen, bestanden in immer erneuten Aufrufen zum Kampf gegen „die Wölfe", wie Liudger die Heiden nennt. Teile des austrasischen Heerbanns, also hessische, fränkische und südthüringische Truppen standen der Kirche jederzeit zur Verfügung. Sie wurden dort eingesetzt, wo die Glaubenstreuen sich gegen den Priesterzwang wehrten oder die verhaßten Bekehrer verjagten. Die Heiden wurden dann jedesmal „mit Übermacht vertrieben", versichert die Quelle befriedigt. Damit nicht genug! Die Bauernhöfe wurden verbrannt, die Felder zertreten und das Vieh weggetrieben. Die „Religion der Liebe" rächte sich für den Widerstand nicht nur an den Menschen, sondern auch an Haus und Hof, wie es in den furchtbaren Kriegsbüchern des alten Testaments von Jahweh befohlen wurde. Der Religionkrieg mit seinem Fanatismus und seinem Schrecken tobte zum ersten Male im Deutschen Lande.

„Das währte so lange, bis die christliche Macht den Sieg davontrug"[11]). Wir verstehen recht: die christliche Waffenmacht, nicht „die sittliche Überlegenheit" der neuen Religion. Die heidnischen Thüringergaue, wahrscheinlich auch die benachbarten Sachsengaue[12]) waren zu einem Totenfeld geworden. Liudger schreibt: „Das Land wurde hüben und drüben zur Einöde".

Ein strenges Gesetz Karls ist in jene Zeit zu verlegen[13]). Wer die Taufe verweigerte, ja auch nur „heidnische Gebräuche" heimlich übte, wurde

mit 15 Solidi bestraft. Das war der Wert des gesamten Viehbestandes eines kleinen Bauern!

Das thüringische Volk war durch Drohungen und Gewalt zur äußerlichen Annahme der Fremdreligion gezwungen worden. In der Tiefe aber lebte der alte Glaube und damit der Widerstand gegen die fremden „Heilsbringer" weiter. Die Briefe des Apostels sind bis zu seinem Ende voll von Klagen über „die Bösartigkeit" der Heiden. 735 spricht er von „der Gefahr des germanischen Meeres", 737 befiehlt der Papst allen austrasischen Bischöfen, für die Heidenpredigt in Thüringen neue Missionare aus ihrem „Schafstall" zur Verfügung zu stellen, 738 schreibt der römische Hohepriester selbst an die thüringischen und hessischen Zwangsgetauften, sie möchten sich doch endlich vom Götzendienst fernhalten und nicht mehr in Hainen und an Quellen zu den Göttern beten; als 741 Karl Martell gestorben war, schickte Bonifatius ein hilfeflehendes Schreiben an den Nachfolger, das beweist, wie wenig der große Bekehrer ohne die Waffengewalt des Frankenfürsten auszurichten vermochte. Da er nicht wußte, welcher von den drei Söhnen die Nachfolge des mächtigen Vaters antreten würde, sandte er gleichlautende Briefe an alle drei. „Ich bitte und beschwöre Eure Huld, du mögest, wenn Gott dir die Macht verleiht, darauf bedacht sein, die Knechte Gottes, die Geistlichen und Priester in Thüringen und die Mönche und Dienerinnen Gottes gegen die Niedertracht der Heiden zu schützen und dem christlichen Volk in der Gefahr der Vernichtung durch die Heiden beizustehen, damit du vor dem Richterstuhl Christi ewigen Lohn empfangest!" Dann folgen die üblichen Strafandrohungen und Lohnverheißungen, die ihre Wirkung auf die Dumpfgläubigen selten verfehlten. Der schlaue Missionar wußte genau, daß er sich bei germanischen Heiden mehr auf das fränkische Schwert als auf die Gnade seines Gottes verlassen konnte.

743 verbot nach der Synode von Estinnes Karlmann, „der gehorsame Sohn der Kirche", auf Betreiben von Bonifatius erneut das Heidentum in Thüringen und Hessen. Wieder wurden schwere Geldstrafen für Totenfeier, Schlachtopfer und Runenwerfen angedroht. 746 klagte Bonifatius in Briefen an den Bischof Daniel von Winchester und an die Äbtissin Eadburg von Thanet[14]) über „die Bösartigkeit der ungläubigen Heiden". Er müsse immer wieder an den Hof des Frankenfürsten reisen, um dort neue Maßnahmen zur Vernichtung des Heidentums zu erwirken. 751 fragte der Apostel bei seinem Vorgesetzten in Rom an, ob er sich „den Nachstellungen von Seiten der Heiden entziehen dürfe"[15]). In einem seiner letzten Briefe[16]) endlich bat der Apostel den einflußreichen Abt Fulrad von St. Denis bei Paris dringend um Unterstützung durch König Pippin. So unsicher fühlte er sich noch im Jahre 752, also 30 Jahre nach Beginn seiner Verchristungtätigkeit, so ungewiß der Wirkung des heiligen Geistes und der Überlegenheit des Christentums, daß er nach seinem Tode den Zusammenbruch seiner gesamten Mission befürchtete.

Er forderte den Schutz des Staates, damit seine „Missiongehilfen nicht zerstreut werden wie die Schafe, die keinen Hirten mehr haben, und daß die Völker an der Gemarkung der Heiden das Gesetz Christi nicht wieder verlieren". Es mag dem gealterten Missionar allmählich die Erkenntnis gekommen sein, wie wenig sein Christentum in den Herzen der Deutschen Fuß gefaßt hatte, und wie nötig auch noch nach vollendeter Christianisierung die Gewalt des Staates zur Erhaltung der Fremdreligion war.

Welcher Art der Widerstand auch nach der gewaltsamen Unterdrükkung des heidnischen Glaubens war, geht aus vielen gelegentlichen Bemerkungen der Briefe und der Heiligenleben hervor. Oft waren die heiligen Gottesmännern Schmähungen ausgesetzt, bisweilen machte man sich auch über sie lustig. Eine reizende Geschichte erzählt Eigil[17]). Einst ritt der heilige Sturmi auf seinem Eseltier an der Fulda entlang. Da sah er eine große Menge nackter Gestalten sich „im Flusse baden und ihre Körper waschen". Sowohl der Gottesmann wie sein christliches Tier begannen bei dem schrecklichen Anblick von Menschen, die sich wuschen und badeten, „zu scheuen und zu zittern". Dann heißt es weiter, daß „sie ihn nach Art der Heiden verhöhnten". Schließlich mußte der „heilige Geist" eingreifen.

Oft hielt man den Mönchen mit voller Berechtigung vor, daß das Christentum die Menschen durchaus nicht bessere. Es wurde in Deutschland sehr bald bekannt, daß in England, dem Land, aus dem all die unzähligen Christusprediger kamen, die übelste Sittenverwilderung herrschte[18]). In den Mönchsklöstern breitete sich grauenhafte Unzucht aus, die Nonnenklöster waren Bordelle. Bis tief ins Volk herunter trat an Stelle der Ehe das Konkubinat[19]). Abtreibungen und Kindesmorde waren besonders in den Klöstern nichts Seltenes. Ebenso peinlich war für die Bekehrer der Vorwurf, den sie überall von Seiten der Heiden hören mußten: daß die Mehrzahl der vielen englischen Nonnen, die alljährlich nach Rom pilgerten, unterwegs zu „Fall kamen", „denn es gibt ganz wenige Städte in Langobardien, Franzien oder Gallien", schreibt Bonifatius selbst, „in denen sich nicht eine Hure angelsächsischen Stammes befände."[20])

Diese entarteten Zustände trafen seelisch gesetzmäßig überall dort ein, wo das Christentum den arteigenen Glauben zerstört und damit den sittlichen Stolz eines Volkes zerbrochen hatte. Sie machten sich bald nach der Verchristung auch in Deutschland bemerkbar. In einer ganzen Reihe von Briefen gab Bonifatius seiner Entrüstung Ausdruck über die Zustände in England, ja, in Deutschland trat eine Bischofskonferenz zusammen und verlangte Abhilfe, da die Mission in Germanien darunter leide. Man hält — es ist schwer, keine Satire zu schreiben — dem christlich frommen England die hohe Sittlichkeit der heidnischen Sachsen[21]) vor und war doch eben im Begriff, die Höhe und Reinheit dieses germanischen Lebens zu zerstören.

Als man während einer Predigt in Thüringen dem Apostel einst zurief, dieselben Reigen und fröhlichen Gesänge, die er hier mit so wildem Eifer bekämpfte, seien sogar im hochheiligen Rom in der Neujahrsnacht üblich[22]), da wagte es der Mann, der sonst nur tief unterwürfig an seinen Auftraggeber schrieb, dem Papst einen geharnischten Brief zu senden[23]). Er verlangte Abstellung „solch gotteslästerlichen Zeugs" in Rom.

Wirkungvoller als Spott und Polemik gegen die Bekehrer war der Zorn, der sich in offener Auflehnung gegen die Zwangstaufe und Kirchenbefehle Luft machte. Kaum war die Nachricht vom Tode des mächtigen Majordomus Karl Martell in Thüringen eingetroffen, da warf ein Teil des Volkes das Christentum wieder ab und vertrieb die Kuttenträger aus den Dörfern und Städten. Dieser Aufstand hatte den Hilfeschrei des Bonifatius an die drei Söhne Karls zur Folge (siehe oben). In diesem Jahre (741) dringt der Name der treuen Sachsen wieder an unser Ohr. Ohne ersichtlichen Kriegsgrund hatte Karl Martell 738 zum letzten Mal vor seinem Tode den Rhein bei Wesel überschritten, war in ihre Westgaue eingebrochen und hatte ihr Land verwüstet. Um diesen christlichen Angriff zu rächen — denn Frankenmacht und Christentum waren eins — holten die Sachsen jetzt zu einem Gegenschlag gegen die Mission in Thüringen aus. Sie überschritten 742 die Grenze, von den Anhängern der Freiheit und des alten Gottglaubens als Befreier begrüßt. Sofort brach auch der Aufstand in den Waldgauen wieder aus. Die Kirchen wurden verbrannt und die Priester verjagt. Bonifatius mußte das Bistum Erfurt, das kurz vorher gegründet worden war, wieder aufgeben. Bischof Wilibald und sein Bruder Wynebald, zwei Engländer, die in Thüringen wegen ihres christlichen Fanatismus besonders verhaßt waren, flohen. Bonifatius hat bis zu seinem Tode nicht wieder gewagt, in diese gefährliche Gegend einen Bischof zu setzen. Erneute Hilferufe des heiligen Mannes und ein Mahnschreiben des römischen Papstes an seinen „erlauchten Sohn Karlmann"[24]), veranlaßten diesen zu Rachezügen gegen die Heiden. Er drang mit überwältigender Macht ins Mansfeldsche ein, schlug den Aufstand der Thüringer nieder und verlangte sogar von den unterworfenen sächsischen Grenzgauen die Annahme der Taufe. Doch die Kraft des Deutschen Glaubens war damit noch nicht gebrochen. Die Aufstände an der sächsisch-thüringischen Grenze und ihre blutige Unterdrückung durch Pippin, den Herrscher des Gesamtreiches nach Karlmanns Abdankung, wiederholten sich mit steigender Heftigkeit in den Jahren 747, 752 und 758. Jedesmal wurde den Besiegten als Hauptbedingung die Annahme des Christentums auferlegt.

Um 760 war dort der letzte heidnische Widerstand unter Strömen von Blut erstickt. Die Glaubensboten, über alle Dörfer des Landes verteilt, arbeiteten in straffer Organisation. Jede Regung heidnischer Sitte und Deutschen Glaubens wurde rücksichtlos unterdrückt. Im thüringischen Ohrdruff, im hessischen Fritzlar, in Amönaburg und Fulda waren Klöster

als christliche Zwingburgen gegründet worden. Sie erhielten durch Schenkungen bald ungeheuren Landbesitz. 12 Jahre später konnte Karl der Sachsenschlächter vom sicheren Stützpunkt Thüringen aus seinen Mordkampf gegen das stärkste Bollwerk germanischen Glaubens, gegen Sachsen, beginnen.

9.

Als der christliche Priester Willibrord von seiner Reise zu den Dänen nach Franken zurückkehrte, „kam er", so berichtet sein Biograph[1]), „an der Grenze zwischen den Dänen und den Fresonen zu einer Insel, welche nach einem Gotte Fosite, den sie verehren, Fositesland[2]) genannt wurde, weil auf ihr Heiligtümer dieses Gottes erbaut waren. Dieser Ort wurde von den Heiden mit solcher Verehrung betrachtet, daß keiner von ihnen etwas von dem Vieh, welches dort weidete, oder von anderen Dingen zu berühren wagte, noch aus der Quelle, die dort sprudelte, das Wasser anders als schweigend zu schöpfen sich erlaubte".

Die Christenpriester drangen in den heiligen Hain ein, schlachteten die geweihten Stiere „zu ihrem Bedarf" und schändeten in bewußtem Hohn auf den frommen Glauben der Friesen die heilige Quelle, indem sie drei der geraubten Dänenkinder dort tauften. Auf diese Schandtat stand nach altfriesischem Gesetz[3]) die Todesstrafe. Vor den Herrscher der heiligen Insel geführt, soll Willibrord eine Bekehrungpredigt mit Schmähungen des heidnischen Glaubens, indem er auch mit der christlichen Hölle drohte, gehalten haben. Doch was tat der König? Er hörte sich schweigend den Wortschwall an. Dann ließ er, damit dem Gesetz Genüge geschähe, einen der bewaffneten Begleiter töten. Die Priester aber schickte er „mit allen Ehren an Pippin, den Herzog der Franken, zurück"[4]).

Die Geschichte beleuchtet schlaglichtartig den Gegensatz zwischen christlicher und germanischer Geisteshaltung. Wer war hier sittlich größer, die Schänder der fremden Heiligtümer, die der Ehrfurcht bar die den Germanen heilige Gastfreundschaft verletzten, oder jener heidnische Fürst, der das Gastrecht so hoch hielt, daß er die Priester trotz ihrer Meintat in Ehren wieder entließ. Es lag eine weihevolle Ruhe, eine schweigende Sicherheit über jenem nordischen Heidentum der Friesen, gegen die der lärmende Betrieb des christlichen Ritus fremdartig abstach. Unverkennbar war die heidnische Überlegenheit an innerem Anstand und an charakterlicher Größe, wenn sich beide Geistesmächte frei gegenüber standen. Dann war die Fremdreligion dem sicher in seiner seelischen Kraft ruhenden Germanenglauben keine Gefahr. Wie oft berichten uns die Quellen, daß vertriebene oder wandernde christliche Priester an friesischen Fürstenhöfen aufgenommen wurden und sich dort Monate und Jahre lang frei bewegen konnten[5]).

Das Bewußtsein der inneren Überlegenheit ließ Ratbod und andere

Fürsten nordischen Glaubens so weit gehen, daß sie den Christenpriestern, die bittend zu ihnen kamen, sogar freie Missionpredigt gestatteten. In solchen Fällen war die Bekehrung jedesmal erfolglos. Wenn die heiligen Biographen trotzdem von Erfolgen meldeten, so widersprechen ihnen regelmäßig die folgenden geschichtlichen Ereignisse, die von Christentum dort nichts wissen. Nur dann senkte sich die Waagschale zu Gunsten des Christentums, wenn die verschlagene Diplomatie der Priester und die Zwangsgewalt des Staates ihm den Weg frei machten. Ein Beweis für die Minderwertigkeit des Heidentums kann dadurch nicht erbracht werden. Wer ihn dennoch als erbracht sieht, muß auch in der Umwandlung des lichten Buchenhaines auf Helgoland mit seinem heiligen Quell in eine christliche Kirche mit süßlichem Weihrauchduft, lateinischen Litaneien und bunten Heiligenbildern einen Kulturfortschritt sehen. Er wird sich dann auf den Boden des „großen" Kirchenhistorikers Hauck stellen, der zu sagen wagt: „Trotz des Tages bei Verden erscheint Karl der Große seinen sächsischen Gegnern auch sittlich überlegen"[6]). Wer vom Dogma der christlichen Absolutheit berauscht ist, dem redet die Geschichte und die Stimme seines Blutes vergebens.

Das Land der Friesen war zur Zeit seiner Verchristung ein geographisch merkwürdiges Gebilde. Es erstreckte sich in einem Streifen, kaum 50 Kilometer breit, von der Mündung des Sinkfal, eines Grenzflusses zwischen Belgien und Holland (nordwestlich von Sluis) am Meere entlang über die Scheldeinseln und Rheinmündungen bis hin zur Weser, „ein schmaler Uferstrich, von sächsischem und fränkischem Land in die See gedrängt, die ihn mit ihren Fluten zu begraben droht"[7]). Durch die Vli, die die Zuidersee, damals noch ein Binnensee, mit dem Meere verband, und den Laubach zwischen Zuidersee und Emsmündung wurde es in drei Teile geteilt: Westfriesland, Mittelfriesland und Ostfriesland.

Man müßte erwarten, daß das mächtige Frankenreich diesen schmalen Streifen hätte erdrücken können; war doch schon seit Jahrhunderten das Südufer des Flevum, der Zuidersee, in fränkischer Hand. Doch entwikkelte das Volk der Friesen eine staunenswerte Widerstandskraft, die nicht zum geringsten auf die rassische und geographische Verbindung mit dem Kraftfeld des germanischen Glaubens, dem Sachsenvolk, zurückzuführen ist. Unter Strömen von Blut erkämpfte sich das Christentum hier seinen Eingang, und wenn irgendwo, so wird hier die Behauptung widerlegt, daß das Christentum die Germanen „in ihrer innersten Persönlichkeit gepackt" hätte[8]). So wenig wurde das Friesenvolk von der Religion des Südens ergriffen und so treu hielt es an seinem arteigenen Glauben, daß es fast hundert Jahre lang gegen das Christentum kämpfte. Es unterlag, nachdem ein großer Teil des Volkes ausgerottet und weite Landstriche verwüstet waren.

Den ersten Angriff gegen die freien Friesen unternahm das Christentum unter dem berüchtigten Dagobert I. im Anfang des 7. Jahrhunderts.

Dieser Bekehrerkönig drang mit Waffengewalt bis Trajektum, dem späteren Utrecht, vor, ließ dort eine Burg und eine Kirche bauen und befahl die Zwangstaufe der Heiden durch Kölner Missionare[9]). Die den Utrechtern aufgezwungene Jahwehreligion hielt aber nicht lange stand. Nach Dagoberts Tode wurde die Kirche von den Heiden „bis in den Erdboden hinein"[10]) zerstört und blieb es fast ein Jahrhundert lang.

Die nächsten Versuche des Christentums, in Friesland Fuß zu fassen, waren wesentlich anderer Art. Wie es oft bei germanischen Völkern gelungen war, versuchte man jetzt durch Gewinnung des Fürsten, also auf dem Wege kluger Diplomatie, das Volk zu zwingen. Im Jahre 677 erschien der Erzbischof Wilfried von York als Schutzsuchender an der friesischen Küste. Er war in England vertrieben worden. Am Hofe des Friesenkönigs Altgild fand er gastfreundliche Hilfe und Aufnahme[11]). Als der mächtige Majordomus von Neustrien, Ebroin, die Ermordung oder Auslieferung des Gastes durch Gesandte verlangte, zerriß Altgild vor ihren Augen das Schreiben und warf es, so wird gemeldet, verächtlich ins Feuer[12]). So schützte der Heide die Ehre seines Hauses. Im christlichen Frankenreich war es, wie Gregor von Tours bezeugt, Sitte, in solchen Fällen den Gast meuchlings zu ermorden, vorausgesetzt, daß der christliche Auftraggeber reichliche Geschenke mitgeschickt hatte.

Einen ganzen Winter verlebte der englische Bischof am Hofe des Friesenkönigs. Es gelang ihm trotz allen Versuchen aber nicht, den König zu gewinnen. Wohl soll er in der Umgebung des Hofes Erfolge gehabt haben; doch ist es dem frommen Biographen wohl zugute zu halten, daß er den hohen Würdenträger nicht ganz erfolglos aus dem Lande scheiden lassen wollte. In den nächsten Jahren ist jedenfalls von Getauften am friesischen Hofe nichts mehr vorhanden.

Noch weniger Wirkung hatte der englische Mönch Wicbert, der wenige Jahre später König Ratbod (679 bis 719) um Erlaubnis zur Predigt bat. Aber weder der König noch seine Gefolgschaft waren damals schon vom heiligen Geist „der Gnade der Taufe gewürdigt" worden. Wicbert mußte nach zweijähriger Werbetätigkeit müde und enttäuscht in seine Inselheimat zurückkehren. Ratbod war, das bezeugte später der heilige Willibrord durch eine Vision, von Jahweh zur Verdammnis in der Hölle bestimmt worden. Diese Prädestinationlehre, die ihre Wurzel in der augustinischen Theologie hatte, wurde von den heiligen Eiferern immer dann angewandt, wenn der germanische Glaube seine innere Widerstandskraft gegenüber der Weltreligion zeigte. So schrieb Alkuin, der Berater Karls des Westfranken, als er von den kümmerlichen Missionerfolgen unter den Sachsen trotz blutiger Ausrottung vernahm, daß „Gott in seiner Gnade dieses Volk wohl nicht für das ewige Heil bestimmt" hätte[13]). Die interpretatio christiana fand in ihrem Unvermögen, den Kraftborn in der germanischen Seele zu suchen, immer einen Ausweg, um den heiligen Geist aus seiner Verlegenheit zu befreien, wenn er Mißerfolg hatte.

Der dritte der Kirchensendlinge, der es auf friedlichem Wege versuchte, war der Bischof Wulfram von Sens, dessen Biograph die schöne Geschichte von Ratbods Taufe überliefert hat. Es war dem Bischof gelungen, den König zur Taufe zu überreden. Schon stand er mit einem Fuß im Taufbecken, als er den fremden Mann fragte, wo denn nach christlicher Anschauung seine Ahnen jetzt seien, im christlichen Himmel oder in der Hölle? Auf die Antwort des Bischofs, daß diese, da sie ungetauft gestorben seien, unzweifelhaft im Höllenfeuer schmachteten, zog Ratbod den Fuß wieder zurück und sagte stolz: dann werde er lieber zu seinen Vorfahren gehen, als in den christlichen Himmel „in Gesellschaft weniger Minderwertiger einzuziehen“ [14]). Mit dieser „Gesellschaft der Minderwertigen“ bestätigt Ratbod die Angaben des Biographen, daß Wulfram fast nur die unter den Friesen gewinnen konnte, die von der Volksgemeinschaft ausgestoßen, vom Gericht zum Erhängen oder Ertränken verurteilt waren, also Diebe, Weihtumschänder und Sittlichkeitverbrecher. Diese Menschen wurden vom heiligen Bischof durch ein Wunder Jahwehs errettet und ließen sich dann aus Dankbarkeit taufen. Einzelne traten sogar in den geistlichen Stand ein.

Die Erzählung ist nur eine Legende. In Wirklichkeit hat dieser klarblickende, kraftvolle Friese, wie sein ganzes Leben beweist, nie daran gedacht, seinen Gottglauben zu verlassen.

So waren alle Versuche, das Volk der Friesen allein durch die Kraft des Evangeliums zu bekehren, völlig mißglückt. Wieder mußte das fränkische Schwert der Religion der Liebe den Weg in die heidnischen Herzen freimachen. Im Jahre 689 begann Pippin von Heristal ohne ersichtlichen Grund den Krieg gegen Ratbod. In der Schlacht von Wyk bei Duurstede, an der Trennung des alten Rhein und des Lek, erlagen die Friesen der fränkischen Übermacht und verloren den größten Teil Westfrieslands. Die Nachricht von der Niederlage des großen Heiden erweckte in den Klöstern Englands helle Begeisterung. Jetzt war die Gelegenheit gegeben, das verhaßte Heidentum in jenem unterworfenen Lande zu demütigen. Die hohe Geistlichkeit Englands unter Führung jenes Erzbischofs Wilfried, der einst die friesische Gastfreundschaft genossen hatte, stellte die Mittel der reichen englischen Kirche zur Verfügung. Schon im nächsten Jahre 690 landeten britische Schiffe mit Missionaren, an ihrer Spitze Willibrord, in der Rheinmündung. Jetzt hatten es die Bekehrer nicht wie früher nötig, den König Ratbod um Erlaubnis zu bitten. In jenen verwüsteten und ausgeraubten [15]) Gebieten an den Rheinmündungen und auf den Scheldeinseln war unter dem Schutz fränkischer Schilde ein leichter Sieg des Christentums zu erhoffen.

Willibrord wandte sich sofort nach der Ankunft an den Sieger Pippin [16]). Vom Frankenfürsten beauftragt und von Bewaffneten umgeben, die eifrig darüber wachten, daß dem tapferen Missionar kein Leid von den Heiden geschah, ja, die jedes berechtigte Schimpfwort gegen den Heiligen mit dem Tode bestraften, begannen die englischen Mönche die Verchristung [17]).

Die Bekehrer fühlten sich völlig als Sieger. Die „Predigt“ vom christlichen Gottessohn begann mit der rücksichtlosen Verwüstung der heidnischen Weihestätten und Thingplätze. Durch „alle Städte, Dörfer und Burgen“ zogen die Missionare mit ihren bewaffneten „Gefährten“, zerstörten „die Götzenbilder“ [18]) und erreichten, daß „nicht der geringste Rest des alten Irrwahns im Dunkel der Unkenntnis verborgen bleiben“ konnte [19]). Wer sich der Zerstörungwut der christlichen Eiferer widersetzte, wurde teils von den Bewaffneten, teils von Jahweh selbst getötet [20]). Die Priester waren die Herren im Lande und zeigten ihre Macht. Um den Weg abzukürzen, zertraten sie den Bauern das Getreide. Der Feldhüter, der sie zur Rede stellte, fiel dem Rachegott Jahweh zum Opfer [21]). Rasteten die Missionare, so trieben sie ihre Pferde auf die Wiesen der Bauern. Ein Besitzer, der dagegen Einspruch erhob und das vertrauliche Zechen mit den Fremden stolz ablehnte, wurde von dem beleidigten Heiligen mit ewigem Durst bestraft. Erst die Demütigung vor den Christen befreite ihn von seiner Qual [22]).

Die unglücklichen Kämpfe der nächsten Jahre brachten für Ratbod den Verlust ganz Westfrieslands bis an die Zuidersee. Dem vordringenden Frankenheer folgten wie üblich die Scharen der Priester, um „das kürzlich erst mit dem Schwert bezwungene Volk in der heiligen Taufe abzuwaschen“ [23]). Ausgangsort der Verchristung und Mittelpunkt der politischen Leitung in den neueroberten Gebieten war Utrecht, wo Willibrord als „Erzbischof über ganz Friesland“ residierte. Ein neugegründetes Kloster sorgte dort für den Nachwuchs an Werberednern. Das Land wurde mit einem Netz von Kirchen überzogen. Pippin und zahlreiche fränkische Große sorgten durch reiche Schenkungen für die wirtschaftliche Machtstellung der Mission. Hier war den reichen Franken die Möglichkeit gegeben, auf bequeme Art, wie die Schenkungurkunden berichten, den christlichen Himmel mit seinen Freuden zu erlangen. Von Stiftungen der Friesen hören wir in den Quellen nichts [24]). Man schenkte dem fremden Unterdrücker Haus und Hof nicht freiwillig, wenn man durch Waffengewalt gezwungen wurde, den 10. Teil seines Einkommens an die Priester zu zahlen [25]).

Um die Jahrhundertwende war die gewaltsame Verchristung Westfrieslands durchgeführt. Nirgends wagte sich mehr ein Widerstand hervor. Die eiserne Faust Pippins hätte ihn sofort blutig unterdrückt. Die zahlreichen englischen Missionare im Lande sahen sich nun nach neuer Arbeit um. Mit einer Schar von Begleitern ging Willibrord über die Vli hinüber zu den freien Friesen. Alkuin stellt dies als eine große Heldentat dar. Es ist eher anzunehmen, daß Willibrord, der den Edelsinn Ratbods kannte, durchaus gewiß war, am Hofe des großen Heiden höf-

lich aufgenommen zu werden. Er wurde — vom völkischen Standpunkt eine sträfliche Vertrauensseligkeit — gastfrei bewirtet und konnte ungehindert sprechen, wann und wo er wollte. Der Heilige tat das reichlich: „überall, wohin er kam, verkündigte er das Wort Gottes mit aller Zuversicht“ [26]). Da zeigte sich der Unterschied zwischen der Bekehrung im freien germanischen und im unterjochten Lande. Die Predigt, die hinter dem Frankenheer Wunder wirkte, versagte bei den freien Bauern und Nordseefischern vollkommen. „Mit keinerlei Lebenswort konnte ihr steinernes Herz erweicht werden.“

Nicht anders erging es dem Gottesmann auf seiner großen Missionfahrt, die ihn zur See an der friesischen Küste entlang bis zu den Dänen führte [27]). Auch dort wurde er ehrenvoll aufgenommen, auch dort predigte er am Hofe und im Volke die neue Lehre. Aber nicht eine einzige Seele wurde gerettet. Da griff Willibrord zu dem verwerflichsten Mittel, das christliche Missionare zu allen Zeiten angewandt haben, zum Kinderraub. „Er nahm 30 Knaben aus diesem Lande zu sich und beeilte (!) sich, mit diesen zu den von Gott auserwählten Völkern des Frankenreiches heimzukehren.“ [28]) Die Kinder wurden unterwegs auf dem Schiff „unterrichtet“ und getauft. Die Rückreise geschah in großer Eile, damit die Priester nicht „durch die Nachstellungen der wilden Bewohner jenes Landes einen Verlust an ihnen erlitten“! Das heißt doch wohl, damit die verzweifelten Eltern ihnen nicht nachjagten und ihre geraubten Kinder wieder holten.

Gleichwohl! Die Kinder waren getauft. Auch wenn die Schandtat mißglückte, „die neugewonnenen Seelen“ waren „mit dem Sakrament des Herrn gesichert“. Die schlauen Priester waren „der List des alten Feindes zuvorgekommen“. Ein echt christlicher Gedankengang, wie er für Menschen mit gesunden Seelen und klarem Verstand nicht faßbar ist. Nicht die freie innere Wahl, der aus der Tiefe der Seele drängende Entschluß führt hier die Menschen zum Christentum, sondern „die Gnade“ des christlichen Gottes, also ein Willkürakt Jahwehs, der sich einzelne Menschen oder ganze Völker „auserwählt“. Vollstrecker dieses Gnadenaktes sind die Priester und Missionare, die die Befehle Jahwehs mit guten oder mit verbrecherischen Mitteln ausführen. Das letztere ist, auch wenn es Kinderraub ist, für jene dann keine „Sünde“, denn es dient ja dem guten Zweck der Religion. Wenn es christlichen Priestern glückte, unmündige Heidenkinder durch Raub zur Taufe zu bringen, oder wenn es christlichen Fürsten gelang, heidnische Männer mit dem Schwert zum Beten in die Knie zu zwingen, gab Jahweh immer ohne Rücksicht auf die Sittlichkeit der Tat seine nachträgliche Heiligung. Die „Gnadenwahl“ findet ihre Rechtfertigung im Erfolg. Hier steht die noch heute geübte Säuglingstaufe der christlichen Kirchen gedanklich und auch sittlich auf derselben Stufe wie die blutige „Bekehrung“ der Erwachsenen und der Raub der Kinder zu jener Zeit.

An diese ungeheuerliche christliche Gedankenkette reihten sich abergläubische Vorstellungen von der Mystik der Taufe. Deshalb war bei der Annahme des Christentums nicht die Überzeugung das Wesentliche, sondern die an bestimmte Worte und festgelegte Zeremonien gebundene Tauf h a n d l u n g. Die genaue Befolgung des kanonischen Ritus war dabei so wichtig, daß Bonifatius sich in mehreren Briefen Belehrung beim Papst holen mußte. Sprach der Priester ein Wort der Taufformel falsch aus, so konnte die ganze Zauberwirkung des Aktes zunichte gemacht sein [29]). War die Taufhandlung dann den kirchlichen Vorschriften entsprechend richtig vollzogen, so war der Wettlauf um die Seele zwischen Teufel und Priester zunächst einmal zu Gunsten des letzteren entschieden. Er war „den Listen des alten Feindes zuvorgekommen“ [30]).

Aus dieser flachen Auffassung des Religionwechsels ist die Tatsache zu erklären, daß bei den großen Massentaufen in Friesland und später in Sachsen, aber auch in Hessen und Thüringen, eine ernste und eingehende Unterrichtung in der christlichen Lehre, die sogenannte Katechumenenzeit, von der Kirche nicht für erforderlich gehalten wurde. „Eine solche im Sinn einer wohl eingeteilten, unterrichtsmäßigen Einführung von Taufkandidaten in das christliche Leben und den Glauben läßt sich mit dem Charakter der Germanenbekehrung nicht vereinbaren.“ [31]) Die Taufe war nicht der mit einer gewissen Feierlichkeit umkleidete Abschluß einer inneren Wandlung, wie es bei einem Religionwechsel aus ehrlicher Überzeugung hätte sein müssen, sondern ein Anfang, eine Überrumpelung, die nicht einmal nach dem Akt in ein neues, tiefes Erleben führte, sondern nur in den „Schafstall“ [32]) der römischen Kirche. Der war mit tausend Zeremonien und äußerlichen Vorschriften gegen die freie germanische Welt abgeschlossen. Die Seelen unserer Ahnen mußten in ihm sterben.

Wenn es eines Beweises bedarf, wie gewaltsam, wie fern jeder Wahlfreiheit, wie unwürdig jene Germanenmission war, so ist es die Tatsache, daß man erst hundert Jahre später, um 796, von christlicher Seite aus anfing, die zu Bekehrenden vor der Taufe mit den christlichen Grundgedanken notdürftig vertraut zu machen [33]). Da kam der Vorschlag des Priesters Alkuin zu spät. Inzwischen war der letzte freie Deutsche Stamm, der Stamm der Sachsen, in seinem Blute ertränkt worden.

10.

Im nächsten Jahrzehnt schienen sich die politischen Beziehungen zwischen Friesland und dem Frankenreich zu bessern. Ratbod suchte mit Pippin in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Er duldete die Heirat seiner Tochter Teutsinda mit dem jüngsten Sohne Pippins, mit Grimoald. Doch im freien friesischen Volke war der Raub Westfrieslands und seine

Verknechtung durch Priester und Mönche nicht vergessen. Bald gärte es auch im verchristeten Teile des Landes. Die Herrschaft der christlichen Kirche beruhte ja nur auf der Waffenmacht der Franken. Das unterjochte Volk wartete auf den Tag, da drüben jenseits des Vli und des großen Sees die Feuerzeichen lohten. Willibrord, der Apostel kannte die Stimmung. In kluger Voraussicht hatte er sich in sicherer Entfernung auf altfränkischem Boden einen reichen Besitz und sicheren Zufluchtort im Kloster Echternach geschaffen.

Im Jahre 714 wurde Pippins Sohn Grimoald in der Lambertuskirche in Lüttich von dem heidnischen Friesen Rangar erschlagen. Kurz darauf starb Pippin selbst. Die jetzt einsetzenden Wirren im Frankenreich kamen dem Freiheitkampf der Friesen zustatten. 715 brach Ratbod mit seinen heidnischen Friesen in das entrissene Westfriesland ein, vertrieb die fränkischen Besatzungen und nahm sein Stammland wieder bis zum Sinkfal an der flandrischen Grenze in Besitz. Die Westfriesen hatten sich sofort erhoben und jagten die Mönche und Priester aus dem Lande. Willibrord, der Erzbischof, flüchtete nach dem festen Echternach. Sämtliche christliche Kirchen wurden verbrannt und „der Götzendienst in den wiedererrichteten heidnischen Tempeln schreckbar erneuert“, schreibt die Quelle [1]). Man stellte die alten heiligen Thingstätten, nachdem man die Trümmer der zerstörten Kirchen weggeräumt hatte, wieder zu Feiern und Beratungen her.

So war in wenigen Tagen das Christentum in einem großen germanischen Lande wieder ausgelöscht. Keine Quelle berichtet dabei von christlichen Märtyrern, wenn man nicht die fremden Priester, die Hals über Kopf das Land verlassen mußten, als Märtyrer ihrer Religion bezeichnen will. Es ist auch nichts von heidnischem Terror gegen die getauften friesischen Volksgenossen bekannt [2]). Die Bewohner Westfrieslands haben freudigen Herzens die Fremdreligion wieder abgelegt und Ratbod und ihre heidnischen Volksgenossen als Befreier vom christlich-fränkischen Joch begrüßt.

Mit klarem Blick erkannte Ratbod die Schwäche des Frankenreiches. Nur die Zerreißung der fränkischen Übermacht in die alten Gegensätze Neuster und Austrasien konnten den Bestand eines freien heidnischen Frieslands sichern. Deshalb schloß er mit Raginfried, dem Herrscher Neustriens, Frieden und Bündnis. Sie beschlossen, den jungen Karl Martell, den Herrscher Austrasiens, anzugreifen. Im Frühjahr 716 segelte Ratbod an der Spitze einer friesischen Flotte den Rhein herauf, um sich bei Köln, dem Stützpunkt der austrasischen Macht, mit dem Heer der Neustrier zu vereinigen. Karl, der dieser Gefahr zuvorkommen wollte, griff die Friesen allein an. Er wurde schwer geschlagen und mußte mit dem Rest seines Heeres fliehen. Wie schnell hatte sich das Blatt gewendet! Jetzt standen friesische Heerhaufen vor den Mauern Kölns. Doch gelang es ihnen weder die starke Trutzfeste am Rhein zu stürmen, noch

Karl, der sich in die Eifel zurückzog, völlig zu vernichten. Ratbod hatte sein wichtigstes Ziel erreicht. Er hatte der fränkischen Macht einen empfindlichen Schlag versetzt und hatte Westfriesland durch Vertrag gesichert. Zufrieden mit dem Waffenruhm und der Befreiung ihres Vaterlandes kehrten die Friesen in ihre Heimat zurück.

In diesen Tagen (716) landete ein englisches Schiff, das den Rhein von der Mündung aus heraufgesegelt war, bei Wyk te Duurstede. An der Spitze einer kleinen Schar christlicher Kuttenträger stieg ein leidenschaftlicher, redegewandter Mönch in mittleren Jahren ans Ufer, der sich Wynfried nannte. Diese frommen Männer hatten in England von den „Erfolgen“ ihres Landsmannes Willibrord gehört. Die Aussicht, durch Bekämpfung des Heidentums auch einen Platz im Himmel zu gewinnen, ließ sie nicht ruhen. Freilich sahen die Verhältnisse in Friesland jetzt anders aus, als man es sich in England vorgestellt hatte. Die Mönche sahen überall die Begeisterung im Lande, sie mußten Zeuge sein, wie die verhaßten christlichen Zwangsburgen, die Kirchen, verbrannt wurden. Es hätte ihnen klar werden müssen, daß diese Germanen nichts mehr mit dem Christentum zu tun haben wollten. Trotzdem, und das ist bezeichnend für ihre Unverfrorenheit, aber auch für das Vertrauen auf die Duldsamkeit der Heiden, wagten sie es, nach Utrecht zu gehen und dort „unter den neu errichteten heidnischen Kultstätten“ [3]) die Rückkehr Ratbods abzuwarten. Wenige Tage später hielt das siegreiche friesische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt. Wynfried wurde vom König Ratbod empfangen und erhielt die Erlaubnis, sich im Lande umzusehen.

Vielleicht hat der große Heide diese Erlaubnis lächelnd gegeben. Er wußte, wie ungefährlich diese Religion des Sündengefühls und der Selbstentäußerung für die freien Germanen war, wenn sie nicht auf Schleichwegen oder mit roher Gewalt zu ihnen kam. Anders wäre die Gewährung der Mission ja ein Wahnsinn von einem Fürsten gewesen, der wußte, daß jene volkszerstörende Religion untrennbar mit dem Landesfeind verbunden war, und der eben im Begriffe war, ihre letzten Reste in seinem Lande zu vernichten. Eine einzige solche historische Tatsache beweist besser als das Gerede christlicher Theologen, daß durch zwangsfreie, friedliche Bekehrung nie Germanen zum Christentum geführt wurden, wenigstens, daß dies die Ansicht einflußreicher und klar denkender Heiden jener Zeit war.

Wynfried und seine Begleiter wanderten etwa ein halbes Jahr lang ungehindert von Dorf zu Dorf, um zu versuchen, ob sich das Land „vom himmlischen Tau erfrischen“ ließe. Aber wie anders war es jetzt als zu Willibrords Zeiten! Nirgends zeigte sich auch nur die geringste Neigung, die artfremde Religion anzunehmen. Sie predigten tauben Ohren. Der hohe englische Klerus, der diese Missionfahrt mit größtem Interesse verfolgte, sah den heiligen Mann schon von Scharen von Neubekehrten

umgeben, da kehrte er im Spätherbst 716 enttäuscht und verärgert wieder nach England zurück.

Im Jahre 717 errang Karl Martell einen entscheidenden Sieg über die Neustrier. Er hatte jetzt den Rücken frei und wandte sich sofort wieder gegen den Norden, zuerst gegen die Sachsen, dann gegen die Friesen. Ratbod mußte der Übermacht weichen und Westfriesland bis zur Vli zum zweiten Male den Franken preisgeben [4]. Da bot der greise Held noch einmal das ganze Friesenvolk bis zur Weser zum Entscheidungkampf gegen die Franken auf. „Diese fürchteten ihn gewaltig", überliefert die Quelle [5], „weil sie daran dachten, daß sie einst, schwer von ihm besiegt, geflohen waren."

Aber noch ehe es zum Vormarsch kam, ereilte der Tod den König (719). Sofort erschienen von allen Seiten wieder die Mönche und Priester in dem unglücklichen Land. Willibrord, der mehrere Jahre lang in Echternach gewartet hatte, zog mit Scharen von Bekehrern wieder in Utrecht ein. Bonifatius unterbrach eine Reise zu Karl Martell [6] und „schiffte in hohen Freuden den Rhein hinab" [7]. Jahweh war ihm im Traum erschienen und hatte ihm geboten, „die reife Ernte zu schneiden und die Garben in die himmlischen Scheunen zu sammeln" [8]. Das war nur möglich, „nachdem des ruhmvollen Herzog Karls Macht über die Friesen wieder gekräftigt war", wie Wilibald, der Biograph ehrlich zugibt. Karl Martell nahm die nun beginnende Mission unter seinen persönlichen Schutz. Der gesamte fiskalische Besitz in Utrecht wurde der Kirche übereignet, zahlreiche Landgüter vertriebener oder getöteter Friesen in der Umgebung der Hauptstadt mit allen Knechten, Halbfreien und Bauern den Christenpriestern geschenkt.

Zum zweiten Male begann nun eine rücksichtlose Ausrottung des germanischen Glaubens und seiner Heiligtümer. Wo sich Widerstand zeigte, wurde er mit den Waffen gebrochen. „Es war eine Zeit fröhlichen Gelingens!" schreibt Hauck [9]. Diese fröhliche Zeit gereichte dem Christentum nicht zur Ehre. Sie war verbunden mit der tiefen Trauer eines tapferen Germanenvolkes, das mit seiner politischen Freiheit sein Heiligstes, den Glauben seiner Väter, verlor.

Noch war aber der größte Teil Frieslands, östlich der Zuidersee bis zur Ems und Weser, frei und lebte seinen arteigenen Glauben. Die fränkischen Waffen waren durch andere Kriege gefesselt. Im Süden drohte die Macht der Araber, die vom eroberten Spanien aus in kraftvollen Zügen über die Pyrenäen strebten. Unter dem gewaltigen Abderachman hatte der Islam das ganze südliche Frankreich bis zur Rhone und über Bordeaux hinaus erobert. 732 war Poitiers erreicht. Das große fränkische Nationalheiligtum des Martin von Tours stand in Gefahr.

Das Christentum in Westeuropa und damit in seinem Kraftzentrum fürchtete für seinen Bestand. Jetzt hatte die Kirche keine Zeit mehr zur Mission, alle ihre Sorge war nach Westen gerichtet, wo die Entscheidungschlacht im Herzen des Frankenreiches nahte. Zwischen Tours und Poitiers schlug Karl die Sarazenen vernichtend. Die Entscheidung dieser weltgeschichtlichen Schlacht wurde nicht durch die verrömerten Franken, die Neustrier, Aquitanier und Burgunder herbeigeführt, sondern durch die „Nordvölker", wie sie die Quelle nennt: die Hessen, Thüringer, Bayern, Alemannen und Friesen. „Diese hochgewachsenen Männer, mit überwältigender Macht der Glieder, mit eisernen Fäusten; hoch oben herab und von ganzem Herzen führten sie ihre Streiche."

Die Deutsche Tragik der Geschichte! Im Herzen noch Heiden, zum Christentum gezwungen, retteten die Deutschen Stämme dem fränkischen Unterdrückervolk den Bestand seines Reiches, retteten damit die Fremdreligion, gegen die sie sich wenige Jahre vorher noch verzweifelt gewehrt hatten. Wem möchte nicht das Herz bluten bei dem Gedanken, daß diese Gemeinsamkeit der Deutschen Abwehr, wäre sie früher entstanden und hätte sie sich gegen das artfremde Christentum und gegen das halbrömische Mischvolk der Franken gerichtet, der Welt ein anderes Gesicht gegeben hätte.

Der Dank des arnulfingischen Hauses blieb nicht aus. Kaum war Karl aus Aquitanien und Burgund zurückgekehrt, da griff er in zwei Feldzügen die freien Friesen an. Der erste 733 war erfolglos. Die Friesen wehrten sich mit aller Kraft. 734 aber fiel der tapfere Friesenherzog Bobo in einer Seeschlacht. Mittelfriesland von der Zuidersee bis zum Lauwers wurde unterworfen und dem fränkischen Reiche einverleibt. Karl befahl sofort die Verwüstung aller heidnischen Heiligtümer in den neugewonnenen Gebieten [10]. Die arnulfingische Reichsmission, die sein Enkel später im großen betrieb, kündigte sich hier an. Die Frankenherrscher warteten nach der blutigen Eroberung eines Landes jetzt nicht mehr auf die missionierende Kirche, die den Akt der Gewalt wenigstens mit lieblicher Predigt von Demut und Himmelsfreude versüßen konnte, sondern gaben den militärischen Befehl, die heidnischen Kultstätten zu zerstören. Zuerst wurde die alte Frömmigkeit zertreten und das Volksgefüge damit in seinem Innersten getroffen. Die nachfolgende Kirche konnte dann mit den neuen Göttern: Jahweh, dem christlichen Teufel und den zahllosen Heiligen, die Zeit der religiösen Neutralität wieder beenden.

Allein die Form der militärischen Bekehrung erreichte in Mittelfriesland das Gegenteil. Zwar waren die Friesen nach zweijährigen Kriegen zu entkräftet, um offenen Widerstand zu leisten. Sie widersetzten sich aber in stiller Treue zu ihrem Glauben der Mission mit solchem Erfolg, daß das Gebiet zwischen Zuidersee und Lauwers noch 20 Jahre später fast heidnisch war. Allerdings hören wir in dieser Zeit auch nichts von staatlichen Maßnahmen. Karl war durch Aufstände und Angriffe der Araber im äußersten Süden seines Reiches beschäftigt. Oder lag der tiefere Grund in dem immer kühler werdenden Verhältnis Karls zur Kirche? Er hatte böse Erfahrungen mit den Priestern Gottes gemacht.

Einer der einflußreichsten Bischöfe, Eucharius von Orleans, war des Hochverrats angeklagt worden. Der mächtige Abt Wido hatte sogar einen Anschlag auf das Leben des Fürsten angezettelt. Die kirchlichen Schriftsteller jener Zeit sind nicht mehr gut auf den Majordomus zu sprechen. Er hatte aus Staatsnotwendigkeit häufig in den Riesenbesitz der Kirche eingegriffen, und auf diesem Gebiete war die heilige Institution äußerst empfindlich. Er hatte sich ferner den Kanones nicht gefügt und in berechtigtem Mißtrauen gegen die staatliche Treue der Priester hohe kirchliche Stellen mit treu ergebenen Beamten besetzt. Als Strafe dafür wurde ihm von der Kirche zuletzt die ewige Verdammnis und die christliche Hölle zugedacht.

So war die Mission in Mittelfriesland, obwohl auf fränkischem Gebiet, doch auf sich allein angewiesen. Wohl gingen jahraus, jahrein zahlreiche geschulte Wanderredner aus dem großen Missionseminar von Utrecht, das Willibrord gegründet hatte, und das unter seinem Nachfolger mächtig aufblühte, ins friesische Land hinaus. Aber wie hätte das Christentum ohne die nachdrückliche Hilfe des Staates über den Deutschen Glauben siegen sollen?

Die Verhältnisse änderten sich erst, als König Pippin, der Sohn Karls, im Jahre 753 zu einer allgemeinen Bekehrungaktion im fränkischen Friesland aufrief[11]). In viel höherem Grade unterstützte Pippin das Christentum in seinem Angriff gegen den heidnischen Glauben und in seiner inneren Machtgewinnung als Karl Martell. Zusammen mit seinem noch kirchenfrömmeren Bruder Karlmann war er von Mönchen im Kloster St. Denis erzogen worden. Eine seiner ersten Regierungtaten war die strenge Verkirchlichung seines Reiches nach römischem Muster. Die Beschlüsse der Bischofskonzilien wurden als Reichsgesetze mit Pippins Unterschrift veröffentlicht. Bonifatius, den Pippin aufs höchste verehrte, ging an seinem Hofe aus und ein. Stolz schreibt die kirchliche Quelle: „Pippin bevorzugte ihn in Freundlichkeit und Ehren und gehorchte seinen Anordnungen im Herrn“[12]). Karl Martell hatte es entschieden abgelehnt, den vom Hohenpriester in Rom gewünschten Vernichtungzug gegen die befreundeten Langobarden zu führen, obwohl jener Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um die fränkischen Waffen seiner Machtgier dienstbar zu machen. Pippin dagegen fügte sich dem Drängen des Papstes. Wieder zogen Germanen gegen Germanen zum Nutzen der fremden Religion und ihrer Priester. Mit Pippins Namen ist in der Geschichte ferner die Gründung des Kirchenstaates unlösbar verbinden. (Pippinsche Schenkung!) Tief beschämend, aber bezeichnend ist die Begrüßung des Papstes im Jahre 753 auf fränkischem Boden: „Drei Meilen weit ritt der König mit Frau, Kindern und Großen dem hohen Gast entgegen. Sowie er desselben ansichtig wurde, sprang er ab, kniete in tiefer Demut nieder[13]) und ging dann wie ein Stallmeister eine Strecke weit zu Fuß neben dem Maultier des Papstes einher, wahr-

scheinlich dasselbe am Zaume führend“[14]). Von einem so christlichen Manne ist es allerdings zu erwarten, daß ihm das im unterworfenen friesischen Lande noch immer herrschende Heidentum ein Greuel war.

Lange Zeit war seit seinem Regierungantritt (741) schon verstrichen. Anscheinend war Pippin durch dringendere Fragen abgehalten worden, vielleicht fehlte es auch nach Willibrords Tod (739) an einer organisatorisch befähigten Persönlichkeit. Noch immer bedurfte ja die weltliche Macht, wenn sie den Befehl zur Vernichtung des Heidentums gab, einer geschickten klerikalen Organisation, die die reife Ernte in die heiligen Scheuern sammeln konnte. Jetzt sollte das letzte Zerstörungwerk in Mittelfriesland vollbracht werden. Da wandte sich Pippin an den Mann, der ihn zum König gesalbt hatte, und der seine Fähigkeit in der Vernichtung des heidnischen Glaubens hundertfach bewiesen hatte.

Im Mai 753 schrieb Bonifatius an „seinen ruhmreichen Sohn“[15]) Pippin, daß er wieder in seinem Dienste wirken könne. Er sei bereit, zum angesetzten Hoftag zu kommen, „um Euren Willen zu erfüllen“. Mit Bonifatius und andern Bischöfen hielt der König vor dem Verchristungzug nach Friesland eine eingehende Beratung ab[16]). Welche Wichtigkeit wurde der Mission in dieser doch nur kleinen Ecke des großen Frankenreiches beigemessen! Der Erzbischof wird von Pippin bewaffneten Schutz, Unterstützung durch die zuständigen fränkischen Grafen[17]) und finanzielle Sicherstellung des Unternehmens verlangt haben. Er erhielt alles, was er forderte.

Nach sorgfältigen Vorbereitungen fuhr Bonifatius im Jahre 753 mit einer Schar Mönche den Rhein hinab über die Zuidersee und landete an deren Ostküste. Sofort begann der greise Eiferer dort mit dem „Zerbrechen der Götzenbilder“[18]) und dem Bau von Kirchen. Die Mönche zogen von Dorf zu Dorf, von Bewaffneten (pueri!) begleitet, fällten die heiligen, der Gottheit geweihten Bäume und richteten ihre Kreuze auf. Die Quelle will glauben machen, daß „in wenigen Tagen“ (per paucos dies) „viele Tausende“ (multa milia) zum Christentum gebracht und getauft wurden. Wenn das nicht eine fromme Missionlüge Wilibalds ist, so wäre folgende merkwürdige Tatsache festzustellen: zuerst hatten sich jene Friesen Jahrzehnte lang mit dem Mut der Verzweifelung gegen die fremde Lehre gewehrt, dann waren sie nach der Niederlage von 734 zwanzig Jahre lang gegen die herrschende Staatsreligion ihrem Glauben treu geblieben, um jetzt, als Bonifatius kam, im Handumdrehen „den alten Irrtum zu bereuen“ und sich taufen zu lassen. Dasselbe Volk wirft aber, wie wir sehen werden, bei der ersten Gelegenheit das Christentum wieder ab und kehrt zu seinem germanischen Glauben zurück. Hier klafft ein Widerspruch! Ein so schneller Erfolg ist weder durch die Predigt des Bonifatius, noch durch die Mitwirkung des heiligen Geistes psychologisch erklärbar. Er ist nur möglich als Folge eines ungeheuren staatlichen Druckes auf die unterworfenen Heiden. Diesen Zweck hatte doch wohl

die vorausgegangene, eingehende Besprechung des Apostels mit Pippin, und nur so läßt sich der spätere Abfall von der aufgezwungenen Religion verstehen.

Auch die Ereignisse des Jahres 754 werden von diesem Blickfeld aus verständlich. Im Frühjahr erschien Bonifatius, der den Winter in Fulda verbracht hatte, wieder mit 10 Mönchen und etwa 40 bis 50 Bewaffneten in Friesland. Die Missiontruppe schlug am Borneflusß östlich der Zuidersee, ihre Zelte auf. Eine Anzahl Neugetaufter waren an einem bestimmten Tag ins Lager der Christenpriester befohlen worden, um dort vom Bischof gefirmelt zu werden. Die „Neophythen" erschienen aber nicht; an ihrer Stelle traten, als der Tag angebrochen war, heidnische Männer ins Lager, die wahrscheinlich den Abzug der Christen aus ihrem Lande verlangten. Als die „Mannen" des Apostels Widerstand leisteten, kam es zum Kampf. Die Friesen hörten sich noch zwei Ansprachen des Heiligen an und erschlugen ihn dann samt seinen Mönchen und Bewaffneten.

Die christliche Quelle begeifert jene Heiden in der üblichen Weise. Sie läßt ihnen nicht den Idealismus der Überzeugungtat, der nur dann beansprucht wird, wenn Christen die Heiden ad majorem dei gloriam mordeten, sondern stempelt sie zu gemeinen Raubmördern. Sie stürzten sich, so schreibt die Quelle, über den Wein des heiligen Mannes, um „die gefräßige Gier ihres Bauches zu stillen", plünderten die Kisten nach Gold und Silber, betranken sich und erschlugen sich dann im Rausche gegenseitig. Nun hat die fromme Seele des Lesers ihre Ruhe wieder; durch die Mönchsschar, der die Erbauungschrift verlesen wird, geht ein befriedigtes Aufatmen. Jahweh hat sinnvoll den Mord auf der Stelle gerächt. Nur kehrt die Geschichte von den tobsüchtigen Heiden, die sich gegenseitig abschlachten, nachdem sie den Christen ein Leid getan haben, in den Quellen jener Zeit so oft wieder, daß es auffällt, wenn sie einmal vergessen worden ist. Die Absicht der Erzähler ist zu deutlich, als daß man sie ernst nehmen könnte. Es wäre geschichtlich wahrer und ehrlicher gewesen, wenn jene Quelle erzählt hätte, was wirklich vorausgegangen war, was jene Priester im prunkenden Ornat, die man nicht gerufen hatte, den Heiden angetan hatten, wie sie alles, was jenen heilig war, zertraten, uralte Weihestätten besudelten, das Göttliche, das die Heiden genau so tief verehrten, wie fromme Christen ihren Gott, schmähten und verspotteten, und wie sie sich jedesmal hinter den blutigen Schild des Franken verkrochen, wenn Heiden in berechtigter Empörung das christliche Zerstörungwerk zu hindern suchten. Allerdings das fühlten jene Geschichteschreiber nicht, und wollten es nicht fühlen. In unerhörter Verständnislosigkeit und Rücksichtlosigkeit war ihnen eben alles, was heidnisch war, „Schmutz" und „Sünde".

Die Erschlagung des Bonifatius und seiner Mönche war aus dem Zorn geboren, der jahrelang mühsam zurückgehalten worden war. Sie

war die Rache für hundertfach erlittene Schmähungen und Beleidigungen. Bonifatius war für jene Friesen eben „der Verführer, der Feind der Heiligtümer und des ganzen Vaterlandes" [19]). Sie wußten, daß hinter dem fränkischen Gewalthaber der christliche Priester stand. Sie hatten diese Religion, der sie im Anfang gleichgültig gegenüberstanden, jetzt hassen gelernt, da hinter den Worten von Liebe und Barmherzigkeit die grausame Machtgier stand. Daß mit dem Tod einiger Mönche das Christentum nicht zu vernichten war, wußten jene friesischen Männer wohl. Doch was fragt die Rache, die ihren Sinn in sich selber findet, nach Nutzen und Zweck der Tat! Sie erfüllten treu ihrem Volke und ihrem Glauben ein uraltes friesisches Gesetz, das den Weihtumschänder mit dem Tode bestraft [20]).

Die unschöne Note der Grausamkeit brachten nicht die Heiden in jene Geschehnisse, sondern die Christen. Hören wir, wie die Quelle die christliche Rache für die Erschlagung schildert. Jahweh selbst war, als er vom Tode des Apostels hörte, aufs höchste „erregt". Er wollte auf der Stelle „Rache nehmen an seinen Feinden" und „nun öffentlich seinen lange hinausgeschobenen Zorn gegen die Verehrer der Götzen erweisen" [21]). Die Christen sammelten „ein ungeheures Heer", fielen „in das Land der Ungläubigen ein" und „metzelten die ihnen auf verschiedenen Seiten entgegentretenden Heiden in gewaltigen Morden nieder". „Da nun die Heiden den ersten Anstürmen des Christenvolkes zu widerstehen nicht imstande waren, begannen sie zu fliehen, wurden in gewaltigen Metzeln niedergemacht und verloren das Leben, ihren Hausrat und ihre Erben. Die Christen aber kehrten mit den erbeuteten Weibern, Kindern, Knechten und Mägden der Ungläubigen heim." [22])

Die christliche Rache wandte sich also nicht nur gegen die Schuldigen — die hatten sich im Rausch schon selbst erschlagen — sondern nach alttestamentlichem Gebot gegen Frauen und Kinder, gegen Haus und Hof der „Heiden". Es verband sich mit dem Mordkampf ein wilder Raubzug [23]). Das führt uns zu der Erklärung, wer jene „Christen" der Quelle waren. Schnürer, Rettberg, Hauck und andere nehmen an, daß sich die bekehrten Friesen der umliegenden Dörfer zusammengerottet hatten. Glauben die Lehrer der Kirchengeschichte wirklich, daß diese vor kurzem erst unter dem fränkischen Zwang Getauften, die später freudig die „neue Sitte" wieder abwarfen, jene grausamen Metzeleien unter ihren Volksgenossen ausgeführt haben? Wäre dies der Fall, so würde dieser Raubzug ein erschütterndes Zeugnis für die entsittlichende und volkszerstörende Wirkung der Fremdreligion sein. Wir halten diese Ansicht aber für unwahrscheinlich. Wir kennen ja zu gut die fränkische Justiz, die das Gute mit dem Nützlichen verbindet, aus zahlreichen Bildern der fränkischen Kirchengeschichte [24]). Die Strafe mit einem Diebstahl zu vereinen, ja zu strafen, um sich zu bereichern, war alte christlich-fränkische Staatssitte. Hier taten die benachbarten fränkischen Gaugrafen, „die

„Schützer der Kirche", wie sie in einer Quelle genannt werden, mit ihren pueris dasselbe, was ihre Amtsgenossen in Neustrien und Burgund, also im eignen Lande, allzu oft übten. Im besetzten, feindlichen Gebiet, unter heidnischer Bevölkerung, war der Raubzug zudem noch ein Gott wohlgefälliges Werk und brachte Früchte für die Räuber im Jenseits und für die Kirche hier auf Erden.

Der folgende Abschnitt der Quelle bringt denn auch das, was wir erwartet haben: „Und auf wunderbare Weise geschah es, daß die am Leben gebliebenen Heiden, durch das erlittene Übel gebeugt, durch den Glanz des göttlichen Glaubens erleuchtet, nun durch der göttlichen Zucht Walten erschreckt, die Lehre des Bischofs annahmen". So waren denn diese letzten „Heiden", die man barmherzig am Leben gelassen hatte, nachdem man ihren Besitz geraubt und Frauen und Kinder versklavt hatte, nun endlich „überzeugt", daß das Christentum doch die bessere Religion war.

11.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, wie im Verlauf des 7. und 8. Jahrhunderts das Zentrum des germanischen Glaubens, das Land der Sachsen, von Süden und Westen, teilweise auch schon von Norden aus durch die christlich-fränkische Macht in einem mächtigen Halbkreis immer enger umschlossen wurde. Jetzt war die friesische Nordseeküste bis zur Bucht von Lauwers verchristet. Lange Jahrzehnte bildete der in diese Bucht mündende Laubach die Grenze zwischen freien „heidnischen" und christlichen, unterworfenen Friesen. Die südlich davon gelegenen sächsischen Gaue, am Südostufer der Zuidersee und östlich der Yssel verteidigten um 770 noch Freiheit und Glauben mit vollem Erfolg.

Die Nachrichten über die zwei Jahrzehnte vom Tode des Bonifatius bis zum Beginn der Sachsenausrottung 772 sind äußerst spärlich. Doch geben die Rachezüge der fränkischen Beamten nach der Erschlagung des Heiligen einen Hinweis, wie in dieser Zeit das unterworfene Mittelfriesland bis zum Laubach „bekehrt" wurde. Ein fränkischer Gaugraf ließ, den Heiden zum Trutz, bei Dokkum auf dem Deich, wo Bonifatius fiel, eine mächtige Kirche erbauen. Die umwohnenden friesischen Bauern mußten dazu fronen [1]). Diese christliche Zwingburg unter fränkischem Schutz wurde bald darauf der Sitz eifriger Missionare, des Angelsachsen Willehad und des Friesen Liudger. Doch ist es erstaunlich, wie zäh und treu die letzten Heiden jener Gegend an ihrem Glauben hingen. Noch 775 hatte Willehad zu Doknchirica (Dokkum) gegen heidnischen Widerstand zu kämpfen [2]). Es gelang ihm, ihn niederzudrücken. Als aber der Heilige das fränkische Gebiet verließ, um drüben im freien Friesland zu predigen, wurde er von den Bauern ergriffen [3]). Man rief ihm zu: „Ein solcher Frevler dürfe nicht länger leben! Wer solche Lästerworte gegen ihre unüberwindlichen Götter auszusprechen wagte, der sei des Todes schuldig!" [4])

Wie ungeschickt benahmen sich doch diese „Bekehrer", wenn sie einmal Gelegenheit hatten, ihre Lehre vor freien [5]) Heiden zu vertreten! Man kann im Zweifel sein, was größer an ihnen war, die Bosheit oder die psychologische Unfähigkeit ihres Verhaltens. Freilich war es leichter und erfolgreicher, Heiden zur Taufe zu führen, wenn jede Widerrede mit dem Schwerte, dem Stock oder mit einer Geldstrafe unterdrückt wurde [6]).

Bewundernswert ist hier wieder die Großmut der Heiden, die nicht mit der von den Quellen behaupteten, grausamen Wildheit jener „Barbaren" übereinstimmt. Sie ließen die gefangenen Schmäher ihres Glaubens wieder frei, indem sie sagten, „sie kennten diese Art von Religion nicht, sie wüßten nicht, ob dieselbe vielleicht auch göttlichen Ursprungs sei. Auch sei der Mann sonst keines Verbrechens zu zeihen" [7]). Ein echt germanischer Gedankengang, der jedem die Freiheit seiner religiösen Überzeugung ließ im Gegensatz zu dem engen Glauben der Christen an die „Absolutheit" ihrer Religion. Während die Christen außerhalb der Mauern ihrer Religion nur „Schmutz, Sünde und Irrtum" sahen, glaubten diese innerlich freien und stolzen Heiden an den göttlichen Funken auch in andern Rassen und Religionen. Von dem Göttlichen in ihrer Brust aber dachten sie so hoch, daß es durch Schmähungen der Christenpriester letzten Endes nicht erreichbar war [8]). Standen diese schlichten Fischer und Bauern der friesischen Küste nicht weit über unsern Theologen, die auch die leiseste Kritik an ihrer Religion mit Ketzerparagraphen bekämpfen möchten?

772 begann der furchtbare, über 30 Jahre dauernde Ausrottungkrieg Karls des Westfranken gegen die Sachsen. Dieser Krieg, der schmachvollste und doch heldischste auf Deutschem Boden, wühlte den ganzen Norden auf. Er griff von den Sachsen auf die Friesen und Dänen, ja sogar auf die ostelbischen Slaven über. Auch die seit langem verchristeten Thüringer rafften sich noch einmal zu einem für Karl recht gefährlichen Aufstand auf [9]). Die Kämpfe wurden immer erbitterter. Die unmenschliche Grausamkeit Karls forderte entsprechende Gegenschläge der Sachsen heraus. Der Krieg nahm die Formen des blutigsten aller Kriege, des Religionkrieges, an. Der heidnische Norden wußte, daß er von der andrängenden asiatischen Ideenwelt keine Rücksicht zu erwarten hatte, daß diese Welt nur eine Forderung kannte, laß dich taufen oder stirb! Ungezählte Tausende von heidnischen Märtyrern verbluteten für ihren Glauben. Die Überlebenden sahen klar im Christentum ihren Todfeind. Deshalb galten ihre machtvollen Gegenschläge in erster Linie den Kirchen, Klöstern und Priester. Als keine Hoffnung mehr auf Gewinnung der politischen Freiheit bestand, war es die Rache an der artfremden Religion und ihren blutigen Bringern, die den letzten, verzweifelten Widerstand adelte.

Der große Freiheitkampf der Sachsen erregte auch das friesische Volk aufs tiefste. Friesische Scharen kämpften auf sächsischer Seite mit. Die Unterwerfung der westlichen sächsischen Gaue raubte auch den noch freien

Ostfriesen die politische Selbständigkeit. Als Karl in Sachsen einbrach, wandten sich viele der in Friesland tätigen Bekehrer auf dieses neue, aussichtreiche Gebiet. 772 erschien der Brite Liafwin an der Yssel, dem Grenzfluß zwischen Sachsen und Franken, und baute unter fränkischem Schutz in Dewenter eine Kirche. Sie sollte der Ausgangspunkt der Bekehrung der östlich der Yssel gelegenen Sachsengaue werden. Die Quelle[10]), die über diese Vorgänge berichtet, gibt, so wertlos sie geschichtlich ist, doch kulturgeschichtlich wertvolle Einblicke. Sie zeigt, welchen Eindruck das christliche Ritual auf die gesunden, natürlichen Sinne der Germanen machte. Abstoßend waren schon die Vorgänge bei der Taufe. Der Täufling mußte mit dem ganzen Körper ins Taufwasser steigen, das vorher durch geheimnisvolle Handlungen des Priesters von bösen Geistern gereinigt worden war. Durch Eingießen von heiligem Öl wurde darauf der heilige Geist in das Wasser gezaubert. Dreimal mußte sich der Täufling untertauchen. Dann wurden ihm Nase und Ohren mit priesterlichem Speichel bestrichen, darauf Kopf, Brust und Schultern mit Öl gesalbt. Endlich blies ihn der Priester an, damit auch aus ihm die bösen Geister wichen. Jeder einzelne Vorgang hatte seine bestimmte mystische Bedeutung, an die die neugewonnenen Christen zu glauben hatten.

Es ist begreiflich, daß dieser heilige Zauber auf die Germanen wie „Lug und Trug" wirkte. Sie nannten den Apostel „einen herumziehenden Betrüger, der durch seine Wunderzeichen der Unseren Herzen verwirrt und die Sinne betört". Das beste wäre es, „ihn mit seinem ganzen Zauberkram lebendig den Flammen zu übergeben". Andere warfen ihm vor, daß er „die guten Sitten verdürbe", die Menschen zu „Wahnsinnigen" mache. Die Klagen der Einwohner nahmen bald so zu, daß es zu einem Aufstand gegen die Missionare an der Yssel kam. Die Priester und ihre wenigen Bekehrten mußten fliehen. Die Kirche in Dewenter wurde verbrannt. Doch gelang es den fränkischen Waffen schnell, „die Ruhe wiederherzustellen". Die „heiligen" Zauberer kehrten zurück und bauten ihre Kirche wieder auf.

774 brach der Aufstand des gepeinigten Sachsenvolkes wieder los. Sächsische Engern warfen sich auf Hessen, zerstörten das Kloster Fritzlar und bedrohten sogar das „heilige" Fulda. Es war die Rache für die Zerstörung der Irminsul. Die Fuldaer Mönche flohen in großer Angst mit den Überbleibseln des Bonifatius und versteckten sich tief im buchonischen Wald. Gleichzeitig verbrannten sächsische Westfalen die Kirche von Dewenter von neuem[11]) und behaupteten sich dort 6 Jahre lang gegen die fränkische Übermacht.

Der heilige Willehad, der nach seinen Enttäuschungen in freien Friesland nach einem günstigeren Boden suchte, wandte sich wenige Jahre später in den sächsischen Gau Drenthe, zwischen Ems und Zuidersee, der jetzt ebenfalls von den Franken unterworfen war. Der Biograph berichtet, daß man dort die Priester, wohl durch die Faust des fränkischen

Eroberers eingeschüchtert, „längere Zeit" gewähren ließ. Als aber seine Schüler, junge Priester aus der Utrechter Missionanstalt, „von göttlichem Eifer ergriffen, die in der Umgegend zerstreuten heidnischen Tempel zu zerstören und auf alle Weise zu vertilgen begannen"[12]), riß den Heiden die Geduld. Die „Knechte Gottes" bekamen furchtbare Schläge mit Knitteln, und ihren Oberpriester schützte angeblich nur die Zauberkraft einer am Halse hängenden Reliquienkapsel vor dem Tode. Doch haben wohl auch hier die fränkischen Waffen sehr bald den sächsischen Freiheitwillen wieder erstickt. Es heißt in der Quelle: „Die Heiden wagten sie nicht weiter zu belästigen".

In den ersten 10 Jahren des Sachsenkrieges waren die friesisch-sächsischen Gebiete westlich der Ems nur Nebenkriegsschauplatz. Karl richtete den Stoß seiner Hauptmacht in das Herz des sächsischen Landes an der Lippe und Weser. Die Kämpfe zwischen Zuidersee und Ems wurden von fränkischen Herzögen und Grafen mit wechselndem Erfolg geführt. Sie glichen mehr Raub- und Plünderungzügen als einem offenen Krieg und hatten den Zweck, jene noch freien Stämme vom Hauptkriegsschauplatz abzuziehen. Der Bischof Altfried von Münster schildert uns in seiner Biographie des „heiligen Liudger" einen solchen fränkischen Raubzug in das friesische Land östlich vom Laubach[13]). Anstifter und Organisator des Zuges war Alberich, seit 780 Bischof von Utrecht, geistlicher Fachberater des fränkischen Truppenführers Liudger, ein abtrünniger Westfriese, der in der Utrechter Missionanstalt erzogen worden war. Zahlreiche Priester zogen hinter der Truppe mit, um „den Boden der heidnischen Herzen zu bewässern" und die Ernte einzubringen. Karl hatte seine Zustimmung erteilt. Der Raubzug ging vom Laubach aus nach Osten tief ins friesische Land hinein. Überall wurden die Heiligtümer zerstört, die geweihten Eichen umgeschlagen und „die Verehrung der Götzenbilder beim Volk der Friesen abgeschafft". An eine tiefgehende Bekehrung dachte man nicht. Die christliche Zerstörungwut begnügte sich, dem verhaßten Heidentum einen Schlag zu versetzen. Gleichzeitig sollte wieder einmal die Kraft des Christengottes gezeigt werden.

Die Räuber brachten „einen großen Schatz mit zurück, den sie in den Heiligtümern gefunden hatten. Davon erhielt Kaiser Karl zwei Teile", den dritten Teil aber überließ der fromme Frankenherrscher dem Bischof für dessen eigenen Gebrauch. So hatte sich der Beutezug ins heidnische Land für Kirche und Staat gelohnt.

In jenen Jahren verlor auch Ostfriesland zwischen Weser und Ems seine Freiheit. Geschichtliche Einzelheiten sind nicht bekannt. Zahlreiche Raubzüge von Christenpriestern mit fränkischen Truppen müssen damals Mittel- und Ostfriesland getroffen haben. Sie sind im einzelnen nicht überliefert. Ihre Wirkung zeigte sich aber in der steigenden Erbitterung aller Friesen bis hinein in die seit langer Zeit schon verchristeten Gebiete. Karls Hand ist überall zu spüren. 780 versetzte er Willehad von

Dokkum nach dem neugegründeten Bistum Bremen, auf sächsischem Boden, dicht an der friesischen Ostgrenze, mit dem Auftrag, das Unterweserland und die unterworfenen ostfriesischen Gaue zur Taufe zu bringen. Liudger, der mit fränkischer Hilfe die zerstörte Kirche in Dewenter wieder aufgebaut hatte, wurde an Willehads Stelle nach Dokkum beordert.

Im gleichen Jahr erließ Karl auf dem Reichstage zu Lippspringe die furchtbare Capitulatio de partibus Saxoniae[14]), die in 34 Kapiteln jeden Rest germanischen Gottglaubens mit dem Tode bedrohte. Diese Blutgesetze galten ebenso wie in Sachsen auch in ganz Friesland, soweit es unterworfen war, also westlich bis zum Laubach, und in dem östlichen Teil von der Weser bis zur Ems[15]). Wie in Sachsen, so wurden auch die Friesen im Rüstringerland, an der Jade und Hunte mit Waffengewalt an die christlichen Altäre getrieben und mußten von Besitz und Einkommen den Zehnten an die Zwangskirchen zahlen. Rücksichtlos trieben die Priester diese ungeheuerliche Steuer ein.

Da brach im Jahre 782 (nach anderer Angabe 784) der allgemeine Aufstand los. Das bis aufs Blut gepeinigte Volk der Sachsen erhob sich unter Widukind, die Friesen zwischen Weser und Ems schlossen sich sofort an, das Volk zwischen Ems und Laubach, der einzige Teil Frieslands, der noch frei war, stand den Volksgenossen zur Seite. Unter Führung des friesischen Adels drangen die Befreier in Mittelfriesland ein. Dieses Land, das seit 50 Jahren unter fränkischer Herrschaft stand und verchristet war, erhob sich wie ein Mann gegen die christlichen Peiniger. Ganz Friesland von der Weser bis zum Vli stand in Flammen. Willehad von Bremen rettete sich auf ein Schiff. Es gelang ihm an der friesischen Küste entlang fränkisches Gebiet zu erreichen. Ein Teil seiner Priester wurde erschlagen. Auch Liudger gelang es rechtzeitig zu fliehen. Er hatte als Neiding und Volksverräter den Zorn seiner Volksgenossen am meisten zu fürchten.

Die Getauften warfen die Fremdreligion wieder ab, darunter Tausende, die seit über einem Menschenalter schon Christen waren. So wenig hatte das Christentum die Herzen der Germanen gewonnen. Mögen einzelne, die Christen bleiben wollten, geflohen sein, von christlich-friesischen Märtyrern, die bereit waren, für das Christentum zu sterben, ist nichts bekannt[16]). Sämtliche Kirchen, Mönchszellen und Kreuze in Friesland wurden zerstört, die Heiligtümer der Friesengötter wieder errichtet. Friesland war frei.

Die Heiligenbiographien sahen die Ursache dieses christlich-fränkischen Zusammenbruchs allein in dem gewaltigen Herzog Widukind, den sie „die Wurzel alles Bösen“[17]) und „einen Mann verstockten Herzens“ nennen[18]). Er soll die Friesen teils zum Abfall verführt, teils gezwungen haben. Es ist geschichtlich nichts bekannt, daß der große Sachsenherzog nach Friesland gekommen war oder auch nur mit den Friesen verhandelt

hatte. Zum Freiheitkampf trieb Friesen und Sachsen das gemeinsame Blut und die Erkenntnis der gemeinsamen Gefahr. Vor dem Würger Karl und „der Menge der Geistlichen, Äbte, Priester, Rechtgläubigen und Hüter des Glaubens“[19]), die sein Heer begleiteten, gab es nur demütige Unterwerfung, Verrat am arteigenen Glauben oder Kampf bis zum letzten Blutstropfen. Friesen und Sachsen wählten das letzte.

Karls Rache war furchtbar. Er ließ 4500 sächsische Edelinge bei Verden an der Aller hinrichten. Friesland wurde in zwei Jahren blutigster Kämpfe niedergerungen, diesmal auch die letzten bisher noch freien Gaue zwischen Laubach und Ems. 785 war das Mordwerk vollendet. Die Ruhe des Friedhofs lag wieder über dem Land. Da erschienen die geflohenen Priester wieder. Liudger kam mit zahlreichen Utrechter Mönchen aus Rom zurück, wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hatte. Willehad hatte seine zerstreuten Schafe im festen Echternach gesammelt. Von dort aus „schilderte er dem König seinen brennenden Trieb, wieder wie früher den Frieden des Evangeliums zu verbreiten“[20]). Karl bedurfte jetzt zur Durchführung seiner Blutgesetze von Lippspringe rücksichtloser Priester. Er verteilte das Land zwischen den beiden, damit sie „daselbst in bischöflicher Hoheit die Völker leiten“ und „sorgfältig die Oberaufsicht führen“ konnten. Liudger erhielt die fünf friesischen Gaue an der Mündung der Ems[21]), dazu später das ganze sächsische Münsterland, Willehad das Land Wigmodien (das Bremerland) und Ostfriesland.

Die Priester gingen, von starken fränkischen Truppen unterstützt, mit Feuereifer an ihr Zerstörungwerk. Alles, was auch nur entfernt an den germanischen Glauben erinnerte, wurde vernichtet. Wer sich nicht bis zu einem bestimmten Termin taufen ließ, wurde hingerichtet[22]). An den Sonntagen mußte das ganze Volk, Männer und Frauen, in der Kirche zum Beten versammelt sein[23]). Wer nach Empfang der Taufe noch im Walde oder an einer Quelle seine Andacht verrichtete, wurde mit einer hohen Geldstrafe belegt. Wenn er nicht auf der Stelle zahlen konnte, und das konnten wohl die wenigsten, so wurde er mit seiner Familie an die Kirche versklavt. Wer sich dagegen nach Begehen eines Verbrechens in den Schutz eines Priesters oder einer Kirche begab, blieb für jeden, sogar für das staatliche Gericht unantastbar. Es wurde dann der mit dem Tode bestraft, der jenem Verbrecher etwas antun wollte. Die Priesterschaft erhielt damit die Herrschaft über Leben und Tod.

Den tiefsten christlichen Haß gegen das Germanische zeigte das Kapitel 23 der Blutgesetze. Die Menschen, die einst im religiösen Mittelpunkt der Sippe oder des Volkes standen, begabte Frauen, angesehene Goden und Sänger, mußten an die christlichen Priester ausgeliefert werden[24]). Endlich wurde mit dem Tode bestraft — das sind die beiden furchtbarsten Kapitel — wer die christliche Fastenzeit nicht einhielt, also während der 40(!)tägigen Fasten einmal Fleisch aß, und wer feindliche Gesinnung

gegen die Christen hegte. Es brauchte also nicht einmal zu einer gegnerischen Tat zu kommen, es genügte die innere Abneigung gegen die christlichen Peiniger, um hingerichtet zu werden.

Grausamere Bestimmungen sind in der wahrlich blutrünstigen Geschichte der christlichen Mission [25]) keinem Neger- oder Indianerstamm aufgezwungen worden. Das wagte man einem Volke zu bieten, das eben noch in heldenmütigster Tapferkeit für seinenVäterglauben gekämpft hatte.

Jetzt zogen die bischöflichen Sendgerichte unter Leitung des kirchenrichterlichen Beamten, des Archidiakonus, von Dorf zu Dorf [26]), um zu forschen, wer sich gegen die Blutgesetze vergangen hatte. Mit Ausnahme der Schwerkranken hatten sich alle Dorfbewohner vor dem Priester zu versammeln. Der zuständige staatliche Beamte, der Gaugraf, und seine Schergen waren verpflichtet, sich auf Anordnung des Priesters zur Verfügung zu stellen [27]). Sie hatten das Urteil, das der Bischof oder der Archidiakonus sprach, sofort zu fällen. Von den Geldstrafen, wie übrigens auch von allen andern staatlichen Steuern und Gefällen erhielt die Priesterschaft außer ihrem Zehnten noch weitere Zehn vom Hundert.

Ein Grauen zog durch das friesische Land. Keiner war mehr seines Lebens sicher. Ein unbedachtes Wort konnte den Tod oder den Verlust aller Habe zur Folge haben. Neidinge gab es in jedem Volk. Wer konnte wissen, ob nicht die stille Sonnwendfeier oder die Totenehrung eines Sippengliedes am nächsten Tage an die Priester verraten war? Der Fischer, der am Sonntag sein Netz auslegte, der Bauer, der sein Heu vor dem Regen einfuhr, wurde vor dem nächsten Sendgericht verklagt. 12 Solidi oder 4 Ochsen als Strafzahlung, das konnte den Zusammenbruch seiner ganzen Wirtschaft bedeuten. Wieviel Blut und wieviel Tränen mögen damals in Friesland geflossen sein, von denen die Quellen nichts erzählen. Wir wissen nur, daß die Gesetze von den Priestern rücksichtlos durchgeführt wurden. Alle Gewalt lag in den Händen der Kirche. Sie behielt diese ungeheure Macht in Friesland, mehr als in andern Ländern des Deutschen Reiches, noch Jahrhunderte lang. Krüger [28]) schreibt, daß noch im 13. Jahrhundert „die Macht dieser Probsteien ungewöhnlich groß, ihre Gerichtsbarkeit über die Laien beinahe schrankenlos war". Das Wort vom „sanften Joch Christi", das die Quellen so oft sprechen, klingt wie ein Hohn auf die Demütigung dieses einst so stolzen Germanenvolkes.

Als der Widerstand in dem geknechteten Lande allmählich erlosch, trieb es Liudger zu neuen christlichen Taten. In seiner Jugend hatte er im Kloster zu Utrecht von Willibrords Fahrt nach der heiligen Insel im Nordmeer gehört. Es reizte den sippen- und volksvergessenen Friesen, jene christliche „Niederlage auszuwetzen" (Hauck). Von Karl, mit dem er darüber „Rat gepflogen" hatte, mit Schiffen und Bewaffneten versehen, segelte er nach Helgoland hinüber. Die erschrockenen Bewohner wagten

keinen Widerstand. Liudger konnte ungehindert das uralte friesische Heiligtum des Fosete zerstören und an seiner Stelle einen christlichen Tempel bauen. Die gesamte Einwohnerschaft mußte sich an der heiligen Quelle versammeln und sich taufen lassen.

Doch auch hier hielt sich die aufgezwungene Fremdreligion nicht lange. Unter den Nachfolgern Karls herrschte auf Helgoland wieder der alte germanische Glaube. Niemand weiß, wann und wie das Christentum dort wieder zertreten wurde. Im 11. Jahrhundert erst wurde die Insel durch Eilbert, den Bischof von Fünen, wieder neu entdeckt [29]).

Die Grausamkeit der Christenpriester, ihr rücksichtloses Eintreiben der Zwangssteuern und ihre Machtgier trieben die Friesen allmählich zur Verzweiflung. Unter Führung der beiden Adligen Unno und Eilrat stand kurz vor der Jahrhundertwende Ostfriesland noch einmal auf. Es war der letzte Versuch, das christliche Joch abzuwerfen. Wieder wurden „die Kirchen verbrannt und die Diener Gottes vertrieben" [30]). Die Empörung richtete sich also weniger gegen die Franken als gegen das Christentum, in dem man eben den erbittertsten Feind germanischen Wesens sah. Dem volksabtrünnigen Liudger gelang es wieder, rechtzeitig zu fliehen. Ein Jahr lang hielt er sich im sicheren Frankreich auf, dann hatte Karl den Aufstand mit Blut und Brand niedergeschlagen. „Die Sonne der Gerechtigkeit strahlte wieder" und „die Finsternis des herrschenden Irrtums war wieder vertrieben". Da erschien auch der Heilige wieder und von nun an, so berichtet die Quelle befriedigt, „verharrten die Friesen mit Hilfe Gottes endlich im Glauben".

Der Kampf, der über ein Jahrhundert dauerte, war zu Ende. Eins der herrlichsten Völker germanischen Blutes war unter das Joch der asiatischen Religion gebeugt. Doch noch immer lebte das Blut jener stolzen Heiden in ihren Enkeln und Urenkeln weiter. Die germanische Seele fand keinen Frieden unter dem Kreuz. Der Friese lernte es nicht, sein Knie vor dem Priester zu beugen und sein Haupt vor Jahweh zu senken. Wer kennt nicht den Heldenkampf der Stedinger bei Altenesch gegen das christliche Kreuzheer des Bischofs von Bremen (1234). Wieder erzwang sich die Religion mit blutiger Grausamkeit den Sieg. Doch hat sie ihn in den Herzen der Friesen während des ganzen Mittelalters nicht gewonnen. Die Sendbriefe und kirchlichen Gerichtsprotokolle des 13, 14. und 15. Jahrhunderts wimmeln von Vergehen gegen die christlichen Bestimmungen. Die Friesen legten entgegen den priesterlichen Vorschriften die Waffen nicht ab, wenn sie die Kirche betraten [31]). Sie weigerten sich, die Kirche zu verlassen, wenn der Priester sie wegen Waffentragens hinauswies. Der Zehnte wurde freiwillig nicht bezahlt [32]). Nur der Gewalt mußte man weichen. Häufig wurde der Gottesdienst gestört, Geistliche wurden verprügelt [33]). Nicht selten ging eine Kirche nachts in Flammen auf. Die Bauern kümmerten sich nicht um die Sonntagsvorschriften, so sehr auch die Priester drohten und wetterten.

Im Jahre 1271 kam es wieder zum offenen Kampf der Ostfriesen gegen den Bischof Gerhard von Münster. Die Bewohner des Emsgaues, des Reiderlandes und des Brockmerlandes verprügelten die Kirchenbeamten des Sendgerichts und jagten sie aus dem Lande. Der Bischof entwortete mit dem Interdikt. Jedoch diese Strafe, die bei den Christen jener Zeit immer wirkte, brach den Widerstand der Friesen nicht. 6 Jahre dauerte der Kampf, bis der Bischof in einem Vergleich, der sogenannten Bischofsühne, nachgab.

Das Aufbäumen germanischer Menschen gegen die Macht des katholischen Priestertums, von dem die Kirchengeschichte des Mittelalters an zahlreichen Stellen berichtet, konnte die Deutsche Seele nicht mehr befreien. Dazu war es nach der Verteufelung des artgemäßen eigenen Glaubens zu spät. Nach dem Abschütteln christlicher Formen und priesterlicher Herrschaft blieb die Leere in den germanischen Herzen zurück. So endeten jene Befreiungversuche meist mit desto tieferer Bindung an das Kreuz der fremden Religion. Das Deutsche Volk mußte seinen tausendjährigen Leidensweg durch die Geschichte gehen.

12.

Durch die Werke der Kirchengeschichtler, die über die Germanenmission schreiben, zieht ein gemeinsamer Gedanke: zwar sei, so sagen sie, durch das Aufpfropfen des Christentums auf die germanische Eiche mancher edle Trieb vernichtet, manches Stolze und Freiheitliche zertreten worden, doch hätte der Gewinn den Verlust um das hundertfache übertroffen. Durch das Christentum seien die barbarischen Länder jenseits des Rheins der Kultur geöffnet worden, das gesamte Volksleben dieser nüchternen Diesseitsmenschen sei durch die neuen und tiefen Ideen des Südens auf eine höhere Ebene gehoben, durch das Christentum endlich den germanischen Stämmen zum ersten Male das Gefühl der Gemeinsamkeit aufgeprägt worden. Wir wollen von diesem Gemeinsamkeitgefühl, das im ganzen christlichen Mittelalter leider so wenig wie in heidnischer Zeit vorhanden war, und das, wenn es wirklich, wie in der Zeit der Kreuzzüge, zu bestehen schien, die entarteten christlichen Mischvölker des europäischen Orients mit einschloß, hier absehen. Wir haben aber ein Recht, zu prüfen, wie diese neue Religion und die Kultur, die sie brachte, in den Jahrhunderten nach der Verchristung aussah, was sie der Deutschen Seele gab und wie sie sich mit den unvernichtbaren Werten des Rasseerbgutes auseinandersetzte.

Im 9. und 10. Jahrhundert war die christliche Geisteswelt auf Deutschem Boden die allein herrschende. Vereinzelter Widerstand richtete sich nicht mehr gegen sie, sondern gegen die Anmaßung und Herrschgier der Kirche und gegen Vergewaltigungen durch die Priester. Die Kirche duldete ein Geistesleben, etwa eine Wissenschaft oder Kunst, neben sich

nicht mehr. Sie setzte mit Hilfe der Staatsmacht ihren Totalitätanspruch auf die Menschen, sein Tun und sein Denken bis zur letzten Folgerichtigkeit durch. Das Riesenreich der Franken war eine Theokratie reinster Prägung. Es war kein Staat, sondern eine große Kirche. Es gab in ihm keine Staatsbürger oder Volksgenossen, sondern nur „Gläubige". Der Herrscher des Reiches war Kaiser und oberster Priester zugleich. Im Sinne der Verquickung von Moral und Religion, die dem Christentum wie allen orientalischen Religionen eigen ist, durchdrang es die Gesetzgebung und das gesamte Rechts- und Strafwesen des Staates. Diebstahl und Totschlag waren jetzt Vergehen gegen die Gebote vom Sinai, bedurften also der kirchlichen Ahndung. Die Ehe, von Jahweh im 1. Buche Mosis eingerichtet, war Angelegenheit der Kirche. Die hohen sittlichen Anschauungen über sie mußten deshalb den widerwärtigen Bestimmungen der Kanones weichen. Alle Zusammenhänge mit dem Rasseerbgut wurden zerrissen. Es gab vor Jahweh keine Völker und Stämme, sondern nur die große christliche Gemeinde des Abendlandes.

Die Alleinherrschaft der fremden Religion im Volks- und Geistesleben drückte sich in der ungeheuren Macht ihrer Beamten aus. Neben dem germanischen Bluts- und Dienstadel war jetzt eine neue Aristokratie entstanden, die nach kurzer Zeit jenen weit überflügelte: die Gewaltigen der Kirche. Die Bischöfe waren Dienstherren mit fürstlichem Besitz und Rang. Die Klöster wurden landwirtschaftliche Großunternehmungen. Fulda erwarb bald einen Großteil der Süd- und Mitteldeutschen Gebiete. Der Abt des Martinsklosters in Tours war der reichste Grundherr Frankreichs. Er gebot über 20 000 Knechte[1]). Neben diesen Latifundien wurde das Los der einst freien germanischen Bauern immer trostloser. Die Heerfolge zu den fast ununterbrochenen Kriegen ließ sie wirtschaftlich verbluten[2]). Um nicht zu verhungern, gaben sie ihren Besitz der Kirche und erhielten ihn als Hörige gegen jährliche Pachtzinsen wieder. So hatte die Kirche einen doppelten Gewinn: sie zwang Hunderttausende von Neugetauften unter ihr Zepter und erbeutete dann den Besitz derer, die ihr zu jenem Gewinn geholfen hatten. Alle Agrarreformen des 8. und 9. Jahrhunderts, die die Herrscher durchzuführen versuchten, scheiterten an dem Widerstand der hohen Geistlichkeit. Ein schüchterner Zwangseingriff in das riesige Kirchenvermögen brachte ja Karl Martell die Versetzung in den tiefsten Höllenpfuhl[3]).

Wie im großen politischen und wirtschaftlichen Leben, so stark war die Herrschaft des Christentums im Alltag der germanischen Menschen. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen war das Leben von christlichem Wesen überzogen. Bei der Dürftigkeit dessen, was den Neubekehrten seelisch geboten wurde, genügte allerdings die christliche Gebärde. Alle paar Stunden läuteten die Glocken. Dann mußte jede Arbeit unterbrochen und gebetet werden. Um 9 Uhr vormittags ging man zur Messe. Kein Stück Brot durfte gegessen werden, ehe nicht das Kreuz darüber

geschlagen war. Ein anschauliches Bild, wie sich diese Religion in den Alltag eindrängte, zeigen die Briefe des Bonifatius an den Papst. Der besorgte Heilige fragte in Rom an, „nach wieviel Zeit der Speck gegessen werden darf", und der Papst schrieb ihm, daß zwar die Kanones über diese wichtige Frage nichts besagten, daß er ihm aber den christlichen Rat gäbe, „ihn nicht früher verzehren zu lassen, bis er geräuchert ist; zieht man aber vor, ihn roh zu verzehren, so soll dies erst nach dem Osterfest geschehen" [4]).

In demselben Brief wurde den unglücklichen Germanen von der höchsten christlichen Autorität der Hasen- und Biberbraten als unchristlich verboten. Der regelmäßige Besuch des Sonntagsgottesdienstes war eine Selbstverständlichkeit. Wichtig war weiter das Einhalten der zahlreichen christlichen Festtage, an denen bis Sonnenuntergang überhaupt keine Speise genossen werden durfte. Die Nichtbeachtung wurde bei Sachsen und Friesen mit dem Tode bestraft. An bestimmten Tagen mußte bei Strafe das Abendmahl genommen werden. Dabei durften die Frauen, da sie nach christlicher Ansicht minderwertig waren, das geweihte Brot nicht mit der bloßen Hand berühren, die Männer aber mußten die Hostie in die Hand nehmen. Alle wichtigen Handlungen im Leben waren mit einer Beichte vor dem Priester einzuleiten. Politische Ereignisse, Siege oder Staatstrauer, mußten auf Befehl mit Prozessionen, Litaneien und mehrtägigen Fasten begangen werden. Statt des altgermanischen Heilrufes, mit dem man den Fürsten begrüßte oder in die Schlacht zog, wurde vom Volke jetzt das Rufen des „Kyrie eleison" gefordert.

Es ist kein Zweifel, diese Religion hatte trotz ihrer überragenden Bedeutung im täglichen Leben das höchste Maß an Veräußerlichung erreicht. Hauck schreibt mit Recht, daß sie „zu einer Reihe von Handlungen wurde, die äußerlich abgemacht wurden" [5]). Wenn Bischof Viktor von Chur dem Kaiser Ludwig d. Frommen für Gewährung seiner Wünsche das Abhalten von 1000 Messen und das Lesen von 1000 Psaltern anbot, so konnte der maschinenmäßige Betrieb dieser Gebetsplapperer nicht mehr übertroffen werden [6]).

In die verödeten Seelen der Neubekehrten zog bald der ganze Aberglaube des Orients und des Mittelmeeres ein. An der Spitze eines Heeres von Dämonen erschien der biblische Satanas im Deutschen Lande. Donner und Blitz, Hagel und Dürre waren sein Werk. Mit Prozessionen, Beten und Fasten mußte man um Schonung vor ihm bitten. Wenn ein Gewitter kam, läuteten die Glocken, und das Volk lief in die Kirche [7]). Die Furcht vor dem Unheimlichen zerriß jetzt die Deutsche Seele. Das Wasser, in dem man badete, der Acker, den der Bauer pflügte, wimmelte jetzt von bösen Geistern. Nichts wagte man zu unternehmen, wenn nicht der Priester vorher den Teufel vertrieben hatte. „Alle Kreaturen schienen bereit, den Menschen, an dessen Seele ohnehin der Zweifel nagte, zu berücken und zu verführen" [8]). Nicht einmal das

Brot wagte man zu berühren, wenn nicht vorher der Teufel daraus gewichen war. Die Priester allein hatten die Macht, diese Geister zu bekämpfen. Deshalb ließen die Verängstigten sich von ihnen Zauberformeln und Beschwörungen auf Zettelchen schreiben und trugen sie als Amulette um den Hals.

Die Zauberei, die niedrigste Form religiösen Lebens, erfüllte das ganze Leben dieser Christen. In der Angst vor dem Zauber suchten sie sich durch neuen Zauber zu schützen. Wirtschaftliches Unglück, Krankheit und Unwetter, alles war durch Zauberei verursacht. Über die Getreidefelder hängten die Bauern Papierstückchen mit Bibelsprüchen gegen den Hagel auf. Mit christlichen Beschwörungformeln fing der Imker die schwärmenden Bienen ein, damit sie Wachs für die Kirche lieferten. Mit einem Bibeltext vertrieb der Gärtner die Raupen vom Kohl. Um sich vor Krankheiten zu schützen, aßen die Unglücklichen Asche von verbrannten Menschenknochen, und der Vater kroch, wenn das Kind krank war, durch ein Erdloch, das er darnach mit Dornen verschloß [9]). „Das Heiligste und das Ekelhafteste wurden benutzt, um zauberhaften Einfluß auf andere auszuüben" [10]). Anstelle des Ernstes und der Ehrfurcht vor dem Tode, die dem frommen Heiden eigen war, trat nun das Grauen. Mit Zauberliedern und wilden Scherzen verbargen jene Christen die Angst vor der Leiche, die sie erfüllte. Der Furcht vor dem Zukünftigen, in der Form der Neugierde wohl eine allgemein menschliche Eigenschaft, kam die neue Religion gern entgegen. Der Priester schlug die Bibel auf; der dort gefundene Text gab den Gläubigen Gewißheit. (Das sog. Bibelorakel, sortes sanctorum). Durch christlichen Zauber konnte man aber auch andern etwas Böses antun. Man konnte das Vieh des Nachbarn verseuchen, seine Ernte schädigen und ihn selbst in Krankheit verfallen lassen. Jedenfalls glaubten die Christen daran und wurden durch die Verbote seitens der Kirche, die die Existenz von Teufeln, Hexen und Dämonen ja bestätigten, darin bereitwilligst unterstützt.

Die Christen wenden ein, daß die Kirche all diesen entsetzlichen Aberglauben selbst bekämpft hätte. In der Tat sprachen sich zahlreiche Synoden dagegen aus. Wie sollte aber eine Religion, die in ihren heiligen Geschichten und Sakramenten die Durchbrechung der Naturgesetze durch göttlichen Machtspruch predigte, überhaupt in der Lage sein, den Aberglauben zu bekämpfen? Wenn der Gründer der Religion durch einen Zauberspruch Wasser in Wein verwandelte, böse Geister austrieb und in Säue fahren ließ, warum sollte der heilige Willehad von Bremen durch sein Handauflegen nicht auch verkrümmte Zehen strecken und Rheumatismus durch einen Bibelspruch kurieren können? Das Christentum bekämpfte bei den Neubekehrten nur den illegitimen Aberglauben, weil er den Einfluß der Priesterschaft auf die gläubige Herde zu gefährden in der Lage war, die legitime Superstition [11]) wurde getreulich behütet und gepflegt.

Die ganze Fülle des Aberglaubens trat im christlichen Gottesgericht hervor. Hier wurde die Rechtshandlung der Ermittlung einer Schuld nicht der Klugheit eines staatlichen Richters anvertraut, sondern einer Wundertat Jahwehs. Der Priester leitete die Handlung, die teils in der Kirche, teils auf dem Friedhof stattfand. Alle Mittel der christlichen Suggestion, Teufelaustreibungen, Messen, Gebete, Prozessionen, Abendmahl, Beschwörungen und Weihwasserbesprengen mußte der Angeklagte über sich ergehen lassen, und zwar im Beisein der ganzen Gemeinde. War er dann noch nicht seelisch zermürbt, so folgte am Ende der Wahnsinn der Feuer- oder Wasserprobe. Wenn sich dann der arme Teufel die Hand verbrannt hatte, so hatte Jahweh nach der Überzeugung jener Christen als oberste Instanz das Urteil gefällt. Bezeichnend ist, daß der, der sich vorher die Hand mit heiligem Öl einrieb, keinen Schaden erlitt. Wer sich also mit dem Priester gut stand, konnte den Christengott gelegentlich auch einmal betrügen.

Rettberg schreibt, daß solche Gottesurteile bei vielen Völkern auf niederer Bildungstufe gebräuchlich waren [12]). Wir sollten aber der Meinung sein, daß das Christentum nach langer Finsternis endlich das „Licht der Erkenntnis" gebracht hatte, das die Heiden erleuchten sollte. Jetzt trat anscheinend das Gegenteil ein. „Die Wundergeschichten . . . in den Anhängen der Leben der Heiligen, um deren fortdauernde Wunderkraft zu erhärten, stehen in der Tat auf der Stufenleiter der Superstition nicht höher, als die Mehrzahl der Paganismen [13]), die von der Kirche verfolgt wurden", muß selbst Rettberg zugeben [14]).

Das Volk wollte es so haben, meint Hauck, und „die Gebildeten fügten sich willig dieser populären Strömung" [15]). Nein! Die christliche Kirche, das waren ja die „Gebildeten", die Priesterschaft wollte das so haben und unterstützte den Wunderglauben auf jede Weise bis zum offensichtlichen Betrug, weil sie damit die Gläubigen in tiefste geistige Abhängigkeit von sich brachte und weil sie selbst infolge der christlichen Erziehung geistig nicht mehr fähig war, das Reale vom Phantastischen zu unterscheiden. Ein Mann wie Alkuin, der „praeceptor Franciae", der in seiner Zeit für die Leuchte des ganzen Abendlandes galt, erzählte und glaubte in voller christlicher Überzeugung die lächerlichsten Wundergeschichten [16]). Es wirkt wie ein Lichtschimmer in der geistigen Stumpfheit jener Missionzeit, wenn berichtet wird, daß die christlichen Sachsen die biblischen Wundergeschichten ablehnten [17]). Blieb in diesem innerlich gesündesten der germanischen Völker auch nach der Verchristung noch ein Rest heidnischen Lichtes zurück?

Aber gerade dieses Volk wurde — und das zeigt klar die bewußte Absicht der Kirche — in den tiefsten Aberglauben hineingestoßen. Im Mittelpunkt des Kirchenlebens stand die Reliquienverehrung. Es ist für freie Deutsche Menschen heute kaum mehr faßbar, welche Fülle von Geschmacklosigkeit, religiösem Tiefstand bis zur vollendeten Gemeinheit

dieser Fetischismus auf Deutschem Boden einführte. Keiner der großen Missionare, weder Willibrord noch Bonifatius noch Liudger wagte, ohne zahlreiche Reliquien sein Verchristungwerk zu beginnen. Man trug die heiligen Knochen und Fingernägel in Blechkapseln am Halse oder führte sie in Massen auf Wagen und Schiffen, in Kisten verpackt, mit. In diesen Überbleibseln lag nach dem Glauben der Religionbringer die ganze göttliche Zauberkraft verborgen. Ihr Besitz schützte vor feindlichen Schlägen, er reinigte den Verbrecher von der Schandtat. „Unter keinem der deutschen Stämme aber waren die Vertreter der Kirche gleich eifrig in der Erwerbung von Reliquien als bei . . . dem sächsischen". Den Unglauben gegenüber den biblischen Wundern wollte man überwinden, „indem man die Macht der Heiligen den Sachsen im eigenen Lande zeigte" [18]). Die Kirche erreichte ihr Ziel. „Es dauerte auch nicht lange", fährt der Kirchenlehrer Hauck fort, „bis der Wunderglaube in Sachsen die gleiche Höhe erreichte wie im übrigen Deutschland."

Wie die Bundeslade im jüdischen Tempel, so stand in der christlichen Kirche der Reliquienkasten als heiligster Kultgegenstand auf dem Altar. Die einzelnen Klöster und Kirchen rissen sich um einen Fetzen Tuch oder ein Stück Haut eines Heiligen. Je mehr man davon besaß, desto größer wurden Ansehen und Einfluß bei der gläubigen Herde. Als Bonifatius gestorben war, entbrannte ein widerlicher Streit zwischen Utrecht, Mainz und Fulda um den Leichnam. Jahweh mußte mehrmals durch ein Wunder eingreifen, um die Irren zu beschwichtigen. Schließlich erhielt Mainz das Blut und die Eingeweide des Heiligen [19]), die übrigen Reste kamen nach Fulda.

Zu Karls Regierungzeit zeigte sich zwar noch vereinzelte Skepsis gegen diesen Fetischismus auf Deutschem Gebiet. Unter Ludwig d. Fr. aber war der Verlust der Vernunft und der Religiosität so weit fortgeschritten, daß sich überall ein schwunghafter Handel mit Zähnen, Knochen, Blut und Hemden der Heiligen erhob. Mittelpunkt dieses geschäftlichen Großunternehmens war Rom. Die gesamte abendländische Welt wurde aus der heiligen Papststadt durch Schenkung, Kauf und Diebstahl [20]) mit Überbleibseln versorgt. Dort gab es Geschäfte, die sie im Zwischenhandel den Abgesandten der Deutschen Klöstern verkauften. Meist waren die Geschäftsinhaber Geistliche [21]). Herumziehende Aufkäufer, Diebe und Schwindler sorgten für die Wünsche der Deutschen Bischöfe [22]).

Die Übertragung (translatio) der Leichenteile von Italien nach Deutschland glich einem Triumphzug. Mit Kreuzen, brennenden Kerzen und Psalmensingen ging die Priesterschaft dem Zuge voran. Das Volk fiel auf die Knie, wenn der heilige Kasten vorbeikam, und schrie unaufhörlich: Kyrie eleison. Hysterische verfielen in Schreikrämpfe, andere wurden von ihren Krankheiten geheilt. Die Priesterschaft sorgte schnell dafür, daß solche „Wunder" bekannt wurden. Viele der induziert Irren sahen Kreuze und Flammen am Himmel. Verzückte Nonnen aber durf-

ten einen Blick in den christlichen Himmel selbst tun, und die gläubig fanatisierte Volksmenge hörte ihnen aufs tiefste erregt zu, wenn sie erzählten, was sie dort gesehen hatten.

Wahrlich! Deutschland glich nach dem Eindringen der neuen Religion einem Irrenhaus. Der Norden, der einst in seinen Eichenhainen das Göttliche „in stiller Andacht verehrte", hatte den tiefsten Stand der Religiosität erreicht. Vor den hundert Göttern aus Holz und Fleisch war Gott vergessen worden. So ist denn die Frage verständlich, wo blieb in dem Hexentanz des Aberglaubens, in der vollendeten Versinnlichung alles Göttlichen das eigentlich Religiöse?

Das wenige, was uns an wirklich religiösem Gehalt in der Literatur jener Zeit entgegentritt, zeigt ebenso wie der christliche Aberglaube die zielbewußte Hand der Priesterschaft. Vor allem bedurfte die neue Religion des Sündengefühls, um ihren Erlösunggedanken damit zu begründen. Eng damit verbunden waren die Gedanken an den Tod und an das „jüngste Gericht". Mit Zittern sahen die Christen jenen Ereignissen entgegen. Die Schilderungen von Hölle und Fegefeuer, vom Brennen im flüssigen Pech erhöhte die Angst oft bis zum Wahnsinn[23]). Allerdings konnte man sich durch Beichte und Bußzahlungen, vor allem aber durch Stiftungen an die Kirche, von diesen Qualen loskaufen. Jedes Gebet, jede Messe, jede Schenkung war eine nützliche Leistung, die einen Schritt weiter von der Hölle entfernte und ebensoviel näher zum Himmel brachte. Das gesamte Scheingotterleben des Christentums war durch die Gedanken von Leistung und Lohn bestimmt. Bald flüchteten sich ernstere Geister wie Gottschalk[24]) und Ottfried[25]) vor dem Tiefstand dieser Moral in die Lehren des christlichen Fatalismus: jedes Menschen Schicksal sei schon von der Geburt an von Jahweh bestimmt. Wahres Frommsein bestehe deshalb im demütigen Dulden dessen, was verhängt ist. Sie entfernten sich damit noch weiter von germanischem Denken und Fühlen. Durch diesen müden Schicksalsglauben wurde die sittliche Tat, die freiwillig aus dem Herzen drängte, entwertet, und der Abwehrwille zerbrochen.

Da alle Kraft und alles Göttliche nur außerhalb der eigenen Lebenskreise wohnte, mußte das Gefühl der Wertlosigkeit zurückbleiben. Wir finden es in allen Briefen und Schenkungurkunden jener Zeit, oft gesteigert bis zur widerlichen Selbstschmähung. Doch beweist auch hier wieder der Gegensatz zwischen dem knechtischen Text der Urkunden und dem anmaßenden machtlüsternen Wesen jener Christen im Leben, daß das Christentum nur Gebärde und fromme Phrase war.

Das Unvermögen zur freien, sittlichen Tat, wie sie der Deutschen Seele entsprach, machte nach der Verchristung die Kirche als Zuchtanstalt der Gläubigen nötig, die die guten Werke, die zur Seligkeit unerläßlich waren, durch Drohungen und Lohnverheißungen erzwang. Nun war der Sinn des wahren Gutseins zerstört. Gut war nicht mehr die freiwillige, dem göttlichen Wünschen der Seele entspringende Tat, sondern nur, was die Kirche vorschrieb und anerkannte: also Zerknirschung, Bußübungen, Gehorsam gegen die „Diener Gottes", Almosengeben, strenge Befolgung der Fastengebote und Stiftungen. Die Aufgabe der Bischöfe und Priester war es, die Herde gehorsam in diesen Schranken zu leiten, d. h. über den Organisationbetrieb der guten Werke zu wachen.

Eine völlige Knebelung des freien germanischen Geistes brachten die Dogmen, die mit dem Christentum ins Land zogen. Kennzeichnend für die starre Geisteshaltung, die nun herrschte, war Alkuins Werk über den Trinitätglauben[26]), das Lehrbuch des Deutschen Mittelalters. Mit theologischer Spitzfindigkeit und dialektischer Gedankenspielerei wurde hier nordischen Menschen das Dogma der Dreieinigkeit entwickelt, also der alte Irrwahn bewiesen, daß drei gleich eins und eins gleich drei sei. Damit aber unter kritischen Germanen von Anfang an jeder Zweifel erstickt würde, machte Alkuin die ewige Seligkeit von dem Glauben an dieses Dogma abhängig.

Es fehlt zum Schlusse noch ein Blick auf die Sittlichkeit der verchristeten Germanen. Das Bild ist hier für die neue Religion, die ja das Religiöse mit dem Moralischen aufs innigste verwob, beschämend. Wie es im Jahrhundert nach der Verchristung in England aussah, schildern die Briefe des Bonifatius[27]). Selbst dieser Mann, der sonst nur Verachtung und Haß gegen „heidnisches" Wesen kennt, muß die hohe Sittlichkeit der freien Sachsen den Christen als Vorbild hinstellen. In Deutschland war es bald nach dem Einzug des Christentums nicht anders. Hauck schreibt vorsichtig über das erste Jahrhundert nach der Verchristung, „daß in mancher Hinsicht die Durchschnittssittlichkeit auffallend gering war". „Hraban[28]) urteilte, daß es wenige Christen gäbe, die von Fleischessünden unbefleckt seien. Von anderen wurde dieselbe Ansicht in schärfster Form ausgesprochen[29])... Beschlüsse wie die der Mainzer Synode vom Jahre 852, welche Konkubinate gewissermaßen kirchlich legitimierten, verwehren, daß man solche Urteile für übertrieben halten kann. Überdies lassen die Bußbücher jener Zeit einen unaussprechlichen Abgrund von Gemeinheit ahnen. Besonders schlimm war der Stand der Sittlichkeit in manchen Nonnenklöstern: sie waren geradezu Stätten der Unzucht. Ebenso wird die Unmäßigkeit als allgemein herrschendes Laster bezeichnet. Man wird sich kaum darüber wundern." So schreibt der Theologe Hauck über die christliche Moral jener Zeit und schließt mit der Bemerkung, daß diese Zustände an die der Merowingerzeit erinnern.

Dieser Deutsche Kirchenhistoriker sah wohl die Tatsachen, aber erkannte nicht die seelischen Ursachen dieser grauenhaften Entartung. Er konnte sie als Christ nicht sehen. Es fiel ihm nicht auf, daß genau dieselben Erscheinungen nach der Verchristung der Franken, der Angelsachsen und später der Skandinavier und Isländer eintraten. Wir wissen, daß es dem überzeugten Christen schwer ist, zu verstehen, daß sein

Glaube, der ihm als das Höchste auf dieser Erde erscheint, die Ursache tiefster sittlicher Verwüstung unter den Völkern gewesen sein könnte. Und doch müßten heute auch ehrlichen Christen die Augen aufgehen, da nach allen Forschungen der Verfall der Völker nach der Einführung des Christentums nicht mehr zu verbergen ist. Die Erscheinung trat mit einer Regelmäßigkeit auf, die auf die seelischen Gesetze hinweist, die hier walten.

Und kann es denn anders sein? Wenn eine tausendjährige Entwicklung jäh unterbrochen, wenn alle artgemäßen Werte zertreten wurden, wenn man die Frommen vom heimischen Altar riß und die Neidinge zu Heiligen machte, wenn man einem Volke das artfremde Lebensgesetz einer fremden Rasse aufzwang, wo sollte da das Göttliche noch erlebt werden können? Der Teufel hat in der germanischen Mission eine größere Rolle gespielt als Gott, das zeigt die Geschichte der Bekehrung auf jeder Seite. Ist schließlich das Christentum als Religion frei von Schuld? Eine Lehre, die das Hochgemute in den Staub zog, das Starke brach und die Sprache des Rasseerbgutes verteufelte, mußte notwendig zur Entartung führen! Der Kraftquell der germanischen Seele wurde verschüttet. Aber das Christentum hatte nicht die Kraft, neue Quellen in dem Chaos, das es brachte, springen zu lassen.

Wir können nicht erwarten, daß die jüdischem Rasseerbgut entspringende christliche Religion, die sich heute noch an einen vor 2000 Jahren im jüdischen Lande ergangenen Taufbefehl gebunden fühlt, die Schuld an der Deutschen Seele sühnen wird. Es ist die Aufgabe derer, die die Verchristung der Ahnen nur mit Wehmut und Zorn im Herzen in den alten Quellen zu lesen vermögen, an der Befreiung der Deutschen Seele zu arbeiten und dort anzuknüpfen, wo einst der Bruch erfolgte. Eine Aufgabe, die unserer großen Zeit und unseres Lebens wert ist.

Einige Geschichtezahlen,

die zum Verständnis der in dieser Arbeit behandelten Vorgänge wichtig sind und eingeprägt werden müssen!

1. Frankenherrscher im 7.—9. Jahrhundert (Arnulfinger)

Pippin II. von Heristal, Majordomus des Gesamtreiches 687—714.

Karl Martell, Majordomus 714—741.

Pippin III. Majordomus von Neuster 741,
Majordomus des Gesamtreiches 747,
Staatsstreich und Königskrönung 751,
Tod 768.

Karlmann, Bruder von Pippin, Majordomus von Austrasien 741,
Abdankung 747.

Karl, Westfrankenkönig, Regierungantritt 768,
Kaiserkrönung 800,
Tod 814.

Ludwig d. Fr., Regierungantritt 814.

2. Bonifatius

Geburt 675.
1. Reise nach Friesland: Frühjahr 716 (**mißglückter Missionversuch**).
1. Reise nach Thüringen: 719 (**mißglückter Missionversuch**).
Mission in Friesland zusammen mit Willibrord 719—722.
1. Reise nach Hessen: 722 (**mißglückter Missionversuch**).
Mission in Hessen: 723—724 (Geismar).
Mission in Thüringen von 725 ab.
Letzte Mission in Friesland: 753.
Tod 754.

Anmerkungen.

1.

[1]) Über die Bekehrung der Westgoten vgl. Dr. Luft: „Die Goten unter dem Kreuz“. Adolf Klein Verlag, Leipzig.
Über die Bekehrung der Franken, Dr. Luft: „Die Franken und das Christentum“. Ludendorffs Verlag, München.
Die Vorgänge bei der Verchristung der Vandalen, Burgunder und Langobarden sind fast völlig dunkel.
Die Bekehrungsgeschichte der skandinavischen Völker und Islands ist in den Arbeiten Dr. Bernhard Kummers: „Mitgards Untergang“, Verlag Ed. Pfeifer, Leipzig und Dr. Gustav Neckels: „Das Schwert der Kirche“, Adolf Klein Verlag, Leipzig, dargestellt.
[2]) Walter Baetke: „Arteigene Religion und Christentum“.
[3]) Sacrilega daemonorum cultura, Wilibald: Vita St. Bonifatii 7/21.
[4]) Sacrilega idolorum censura. Vita St. Bonifatii 7/18.
[5]) „horror errorum et malevola gentilitatis superstitio.“ ibidem.
[6]) Bonifatius, von bonum fateri, d. h. gut reden, also Schönredner, nicht Bonifacius, wie oft geschrieben wird, von bonum facere, also nicht Wohltäter. Den römischen Namen an Stelle des germanischen Wynfried erhielt er 719 vom Papst, da man sich „in Rom mit dem barbarisch klingenden Namen nicht befreunden“ konnte. (Gustav Schnürer: „Bonifatius“ in „Weltgeschichte in Charakterbildern“ Bd. 2 Mittelalter.)
[7]) Alle Zitate aus Wilibalds Vita St. Bonif. „pagani et jam versa vice benedictionem domino, pristina abjecta maledictione credendes reddiderunt.“ Vit. St. Bonif. 8. 22.
[8]) Altfried: Vita St. Liudgeri 21 und 22. Daß nach Anordnung desselben Gottes Hunderttausende von Sachsen mit Frauen und Kindern erschlagen und versklavt wurden, berührt den frommen Biographen wenig.
[10]) Jakob Grimm: „Deutsche Mythologie“, Ausg. 1875, 1, S. 4.
[11]) Prof. Albert Hauck: „Kirchengeschichte Deutschlands“ Bd. 1, S. 545.
[12]) ibidem.

2.

[1]) Vgl. „Die Franken und das Christentum“.
[2]) Gregor von Tours, römisch-fränkischer Bischof des 6. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk: 10 Bände fränkischer Kirchengeschichte.
[3]) Vita St. Amandi des Mönches Baudemund, eines Schülers aus dem Kloster Elnon bei Tournai.
[4]) Vgl. Hauck, Kirchengesch. Bd. 1, S. 297.
[5]) Der eigentliche Herrscher im Reiche Chlotachars war Bischof Arnulf von Metz, der berühmte Urahn der „Karolinger“.
[6]) Dieses bedenkliche Mittel, sich gewissermaßen durch die Hintertür ins Haus des germanischen Glaubens einzuschleichen, wandte außer Willibrord (siehe später) auch Papst Gregor I. an. Als die Verchristung der Angelsachsen nicht vorwärts gehen wollte, ließ er mit den Geldmitteln der gallischen Kirche englische Kinder aufkaufen, gewaltsam taufen und in die fränkischen Klöster stecken. Das waren die Sendboten, die später ihrem eigenen Volke und seinem Glauben in den Rücken fallen mußten.
[7]) Baudemund: Vita St. Amandi, um 680: „percepta a rege potestate“, d. h. der König gab ihm die Macht, mit staatlichem Zwang zu taufen, „ut si quis se non sponte per Baptismi lavacrum regenerare voluisset, c o a c t u s a r e g e sacro ablueretur Baptismate. Deutlicher kann die nackte Gewalt nicht ausgedrückt werden! Man hatte sich am Hofe wohl anfangs die Bekehrung jener Gaue einfacher vorgestellt. Deshalb war man nicht sofort mit Zwangsmitteln eingeschritten.

3.

[1]) Fridthjofsaga c. 6, 15. vgl. Kummer: „Mitgards Untergang“, S. 197.
[2]) „Niedfyor“, vgl. Beschlüsse der Synoden vom Jahre 742 und 743 unter Karlmann. Michael Tangl: „Die Briefe des heiligen Bonifatius“, Nr. 56.
[3]) Indiculus superstitionum et paganiarum 23: de sulcis circum villas.
[4]) Indiculus superstitionum d. i. eine Liste alter „heidnischer Gebräuche“, im 8. Jahrhundert von den Bischöfen auf der Synode von Liftinä (nach anderer Ansicht später) aufgestellt. Die Kirche und die Staatsmacht verlangten die Bekämpfung dieser „heidnischen Reste“.
[5]) Bei der Schandtat von Geismar halfen die Gottlosen, die Ausgestoßenen, die Neidinge den Christenpriestern bei ihrem Zerstörungwerk mit. Siehe Wilibald: V. B. 22: „alii etiam, quibus mens sanior inerat, omni abjecta gentilitatis profanatione, nihil horum commiserunt. Q u o r u m c o n s u l t u a t q u e c o n s i l i o arborem . . . succidere tentavit“. Andere, die schon gesunderen Sinnes waren, und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten, taten nichts von alledem (d. h. sie opferten und beteten nicht mehr). Mit deren Rat und Hilfe unternahm Bonifatius es . . . den heiligen Baum zu fällen.
[6]) Vgl. den berühmten Brief, den Bischof Avitus nach der Bekehrung Chlodowechs schrieb (siehe Dr. Luft: Die Franken und das Christentum, S. 24.) „Bald wird nun Gott das ganze Volk der Franken sich zu eigen gemacht haben. So versäume denn nicht, o König, vom Horte deines Glaubens zu spenden denjenigen Völkern, welche noch im Heidentum leben.“ „J e t z t k a n n n i e m a n d m e h r d e n M a h n u n g e n d e r G e i s t l i c h k e i t, d e n A u f f o r d e r u n g e n d e r F ü r s t e n d e n u r a l t e n G l a u b e n d e r A h n e n u n d d i e G e b r ä u c h e d e r V o r v ä t e r e n t g e g e n s t e l l e n.“ „Die Gesamtheit feiert deine Triumphe mit; auch die Kirche nimmt Teil an deinem Glück. S o o f t d u k ä m p f s t, s i e g t s i e!“
[7]) Aus der Überschrift des alemannischen Gesetzes: „temporibus Chlotario rege una cum proceribus suis, id sunt 33 episkopi et 34 duces et 65 comites.“ Also 33 Bischöfe hatten mitgewirkt. Hauck vermutet, daß hinter diesen haßerfüllten Zwangsbestimmungen der wirkliche Herrscher Austrasiens, der Bischof Arnulf von Metz, der Ahnherr der Karolinger, stand.
[8]) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 313.
[9]) Lex Al. Kap. 7, 2.
[10]) Lex Al. Kap. 41, 1. „qui nec menciosus nec perjurator nec munera acceptor sit . . . et timens deum sit.“
[11]) Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 2, S. 18.
[12]) Rettberg, K.-G. D., Bd. 2, S. 29.
[13]) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 307.
[14]) Vita Columbani von dem Mönch Jonas aus dem Kloster Bobbio bei Pavia

geschrieben, eins der wenigen Heiligenleben, das geschichtlich einigermaßen brauchbar ist.

15) Vgl. die rohe Zertrümmerung der heiligen Kultstätte in Bregenz durch Gallus, den Gründer von St. Gallen, und das Umstoßen des Bierkessels, der zu einem Volksfest versammelten Einwohner von Tuggen am Buchberg durch den heiligen Columban, zwei Meintaten, die jene Priester nicht gewagt hätten, wenn nicht die staatliche Macht hinter ihnen stand. Der Biograph Jonas macht ein frommes Wunder daraus, dessen erbauliche Sinnlosigkeit nur von den zeitgenössischen Christen geglaubt werden konnte: Columban und seine Begleiter waren empört über dieses „Götzenopfer". Der Heilige blies aus der Ferne mit den Backen, und der Bierkessel der Alemannen zersprang. Die Heiden fielen nieder und wurden gläubig.

4.

1) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 313.
2) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 313.
3) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 323.
4) dicta abbatis Pirmini de singulis libris canonicis scarapsus, eine wichtige Schrift des heiligen Pirmin, die interessante Einblicke in die Kulturzustände jener Zeit gewährt.
5) Vgl. Brief des Papstes Gregor III. an Bonifatius im Jahre 739, Epistola Nr. 45 (Tangl): Domino deo nostro ectensis ad caelum palmis gratias retulimus.
6) Dieses lateinische Herplappern christlicher Gebete wurde später von Karl dem Sachsenschlächter durch Strafen selbst von Kindern erzwungen, (Capitulae ecclesiasticae um 804). Wer es nicht konnte, ob Mann oder Frau oder Kind, wurde mit Stockschlägen oder Entziehung von Essen und Trinken bestraft.
7) Rettberg, K.-G. D., Bd. 1, S. 458.
8) Axel Olrik, Nordisches Geistesleben, S. 105.
9) Den Beinamen erhielt er von den kirchlichen Schriftstellern, wahrscheinlich in Anlehnung an ein Wort des jüdischen Propheten Jeremias: „Du bist mein Hammer, meine Kriegswaffe; durch dich habe ich die Heiden zerschmissen und die Königreiche zerstört!" Bezeichnend für die Absichten der christlichen Kirche!
10) „Nullus Christianus neque ad ecclesiam neque in domibus neque in triviis nec in nullo loco ballationes, cantationes, saltationis, iocus et lusa diabolica facire non presumat. (Pirmini dicta de singulis etc. siehe oben!)
11) Annales Mettenses anno 746: „fuitque ibi magnum miraculum", „ein großes Wunder" nennt die christliche Quelle diese Schandtat. „Misericorditer secundum singulorum merita correxit", „barmherzig bestrafte Karlmann die Einzelnen entsprechend ihrer Verschuldung". Dieser „barmherzige" Henker zog sich bald darauf in ein italienisches Kloster zurück, um sein Gewissen zu entlasten.
12) Hauck, K.-G. D., Bd. 1, S. 324.

5.

1) Wilibald: Leben des H. Bonifatius, der H. Leoba, Rudolf von Fulda etc. nach der Ausgabe der Monumenta Germanica übersetzt von Wilhelm Arndt, Leipzig 1888.
2) Wilibald, V. B. Kap. 6, 19.
3) Nach Flachskamp: „Die homiletische Wirksamkeit des hl. Bonifatius", Hildesheim 1926 in „Geschichtliche Darstellungen und Quellen" Nr. 7., war das

hessische Volkstum im 8. Jahrhundert lediglich im Tale der unteren Edder verbreitet. Diese Ansicht geht wohl auf die Angaben des Briefes 43 (Tangl) der Epist. Bonifatii zurück, in dem Papst Gregor III. neben Thüringern und Hessen die Bewohner des Grabfeldes, des Lahngaues und der Wetterau gesondert nennt.
4) Zwei im ehemaligen Kurhessen begüterte Vornehme, Dettic und Deowulf, erwähnt Wilibald in V. B. Kap. 6, 18. Halb Christen, halb Heiden beschenkten sie Bonifatius mit ihrer Besitzung Amönaburg a. d. Ohm.
5) Beda vernerabilis, historia ecclesiastica gentis Anglorum in „Monumenta histor. Brittanniae 1, P. 103, 5, 12.
6) Beda 5, 10.
7) Thüringen reichte vor seiner Unterwerfung durch Teuderich südlich bis an die Donau. Durch die fränkische Besiedelung in den folgenden Jahrhunderten gingen diese Gebiete dem thüringischen Volkstum verloren und wurden zum heutigen Franken.
8) Vgl. Dahn: Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Bd. 3, S. 772. Annales St. Amandi ad ann. 718: K. primum fuit in Saxonia. Annales Petav.: et vastant eam plaga magna usque ad Viseram.
9) Die Lobeshymnen früherer Jahrhunderte auf fränkische Siege über die Sachsen unter Chlotachar I. und Teudebert I. (534—548), die ihnen eine Schatzungspflicht von 500 Kühen auferlegten, (vgl. Gregor von Tours, Fränkische Kirchengeschichte, Bd. 4, 14) haben wenig historischen Wert. Wenn etwas davon wahr ist, so betrafen sie sicher nur die Grenzgaue.
10) Wilibald, V. B. c. 6, 18 und 19.
11) Die alte Ansicht, die noch Rettberg vertritt, verlegt diese Romreise in das Jahr 723. Durch Jaffée: Bibl. rer. Germ. 3, 16 ff. und Forschungen 10, 400 ff., ferner durch Schnürer: „Bonifatius" (Weltgeschichte in Charakterbildern) wird diese Ansicht widerlegt.
12) Michael Tangl hat in den „Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften" 1919, Nr. 2 unter dem Titel „Bonifatiusfragen" eine interessante Arbeit veröffentlicht, in der er alle bekannten Italienreisen jener Zeit berechnet. Aus ihr sind diese Zahlen entnommen.
13) Wilibald, V. B. c. 6, 20.
14) Rettberg, K.-G. D. Bd. 1. S. 340.
15) Tangl, Epistol. 63 zwischen 742 und 746.
16) Gustav Schnürer, „Bonifatius" S. 108, Anmerk. 3 bestreitet dieses Zusammentreffen. Hauck, K.-G. D. Bd. 1, S. 463 nimmt es als sicher an.
17) Mich. Tangl, Epist. Bonif. Nr. 20.
18) Epist. 17. (Tangl) Gregorius papa universis christianis etc.
19) Altsaxones, dieses Wort kommt hier zum ersten und einzigen Male vor. Es waren die Deutschen Sachsen im Gegensatz zu den Angelsachsen. Epist. 21.

6.

1) Vgl. die vielen Briefe, die Bonifatius mit englischen Priestern und Nonnen wechselte: Epist. 23, 27, 29, 30, 32, 33, 34, 35, 38, 39 und andere.
2) Epist. 22. (Tangl.)
3) Vgl. Vita Gregori von Liudger.
4) Eigil: „Das Leben des Abtes Sturmi von Fulda" übersetzt von Wilhelm Arndt, nach Monum. Germaniae, c. 12. Die hessischen Bauern widersetzten sich der Gründung des Klosters Fulda und verjagten die Mönche. Bonifatius eilte wieder hilfesuchend zu Karlmann, der den Widerstand der Bauern brach.

[5]) Wilibald, V. B. c. 22.
[6]) Siehe Kap. 3, Anmerk. 5.
[7]) Vgl. das große Allthing der Sachsen, Vita St. Lebuini von Hucbald von St. Amand.
[8]) Daß Bonifatius auf seinen Missionreisen immer von bewaffneten Knechten umgeben war, geht aus den Quellen eindeutig hervor, z. B. Wilibald: V. B. c. 6, 19: „Gefolgt von einem Haufen Mannen" zog B. durch das Land der Alemannen und Burgunder nach Rom; oder Liudger: V. Gregori c. 2: der junge Gregor, der sich Bonifatius anschließt, nimmt Diener und Pferde mit; oder Wilibald: V. B. c. 8, 36: „Von seiner Mannen Schar begleitet" schlug B. in Friesland seine Zelte auf; endlich Wilibald: c. 8, 36: Als B. beim Dokkum erschlagen wurde, ergriffen seine „Pueri" die Waffen, um sich den Friesen entgegen zu werfen.
[9]) Rettberg, K.-G. D. Bd. 1, S. 344.
[10]) Hauck, K.-G. D. Bd. 1, S. 433.
[11]) Wilhelm Konen: „Die Heidenpredigt in der Germanenbekehrung". Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde, Düsseldorf 1909.
[12]) Vgl. Auffatz im „Afrikaboten", Verlag des Missionshauses der weißen Väter, Trier 1903, Augustheft S. 269 ff. Die Heidenpredigt in der G. S. 14
[13]) Die Heidenpredigt . . . S. 39.
[14]) ibidem S. 31.
[15]) Dabei stellt man sich noch immer bewußt in Gegensatz zu allen neueren Forschungen, die es wahrscheinlich machen, daß die Germanen keine „Götzenbilder" kannten. Die Theologen sahen eben damals wie heute in jedem schlichten Kultgegenstand, in jeder Schnitzerei an den Hochsitzpfosten oder am Schiffsteven ein „Götzenbild". Wir kommen heute immer mehr zu der Überzeugung, daß die Germanen den hölzernen oder metallischen Gott erst viel später in den zahllosen heiligen Bildern und Statuen der katholischen Kirche kennen gelernt haben.
[16]) Wilibald, V. B. c. 6, 22.
[17]) Bonif. Epist. 108 an Papst Stephan II. (752).
[18]) „Homilese" d. i. Predigt vor größerer Volksmenge in feierlicher Form im Gegensatz zur „Katechese", d. i. Unterweisung von einzelnen oder kleinen Gruppen.
[19]) Konen: Die Heidenpredigt . . . S. 11.
[20]) Adolf Harnack: „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten 3 Jahrhunderten", Bd. 1, S. 177.
[21]) Vgl. die expressierische Verchristlung der Goten durch Kaiser Valenz. Dr. Luft, „Die Goten unter dem Kreuz".
[22]) Chlodowech heiratete die katholische Burgunderprinzessin Chlothilde, Ethelbert von Kent die Tochter Chlodowechs, der Heide Hermenfried von Thüringen die arianische Amalaberga, die Tochter Teoderichs d. Gr.
[23]) Lebuin starb 772 oder 773, also in dem Jahre, als der blutige Karl den Sachsenkrieg begann. Die Rede soll etwa um 750 gehalten worden sein.
[24]) Epist. 23: der Sammlung (Tangl).
[25]) Siehe Kampf zwischen Arius und Athanasius im 4. Jahrhundert und die Parteien der Homusianer, Homoiusianer, Semiarianer und Homoier.
[26]) Rettberg, K.-G. D. S. 407 ff.
[27]) Vgl. die „Belehrungen", die Chlodowech durch Bischof Remigius erhielt. („Die Franken und das Christentum".)
[28]) Vgl. Missionsbeschluß 796 an der Donau: Mon Alemanniae, Jaffée, Bibl. 6, S. 315 ff. (Epist. 68).
[29]) Die Legende hat dann jenen bekannten mißglückten Taufversuch daraus geschaffen.

[30]) Rettberg, K.-G. D. Bd. 1, S. 407: „Jene Anweisung Daniels mischt, wie es der Predigt gegen germanisches Heidentum auch sonst zu gehen pflegt, manche Erinnerungen aus älterer lateinischer Apologetik ein, die zunächst gegen den römisch-griechischen Paganismus berechnet war". Die Entgegnung Wilhelm Konens überzeugt nicht. Vgl. auch die Rede Lebuins auf der Sachsenversammlung zu Markloh. Sie ist gespickt mit patristischen Entlehungen.
[31]) Epist. 91 der Sammlung, Bonif. an den Erzbischof Ekbert von York.
[32]) Dicta abbatis Pirmini de singulis libris canonicis scarapsus, Kap. 22.
[33]) Wilibald, V. B. c. 22 und Gregor von Tours, Histor. Franc. eccl. 2, 29.
[34]) Kaufmann, Zeitschrift für deutsche Philolog. 25, 400 ff.

7.

[1]) Die heilige Radegundis, eine thüringische Prinzessin und fanatische Christin übergehen wir hier, da sie wahrscheinlich erst nach ihrer Verheiratung mit dem Merowinger Chlotachar „bekehrt" wurde.
[2]) Rettberg, K.-G. D. Bd. 2, S. 303.
[3]) Urkunde vom 20. 2. 692: „Gedenkend unseres Heils, um von Gott Großes für Geringes, Himmlisches für Irdisches zu erlangen", oder „auf daß die Mönche eifriger für unser und unserer Nachkommen Erdenglück und ewiges Heil beten", oder Urkunde vom 13. 5. 706: „in dem Gedanken, die Sünden abzuspülen und durch Geschenke an den Herrn zur ewigen Seligkeit zu gelangen".
[4]) Eine Anzahl Güter bei Arnstadt in der Nähe von Gotha und zwischen Arnstadt und Weimar.
[5]) Rettberg, Bd. 2, S. 309.
[6]) „ibique ob veritatis confessionem trucidati sunt."
[7]) Wilibald, V. B. 6, 23.
[8]) Sein Buch „Bonifatius" trägt das „Imprimatur" des katholisch-bischöflichen Ordinariats von Mainz.
[9]) Sicher das Würzburger Land, wo Theotbald und Hedan regiert hatten.
[10]) Epistol. 19: „Viris magnificis, filiis Asulfo, Godolavo, Wilareo, Guodhario, Alvoldo et omnibus Deo dilectis Thuringis, fidelibus christianis, Gregorius papa".
[11]) Epistol. 26 und 28 (Tangl).
[12]) Hauck, K.-G. D. Bd. 1, S. 351.

8.

[1]) Wären feindliche Einfälle der Sachsen vorausgegangen, so wären sie von den christlichen Annalenschreibern sicher erwähnt worden.
[2]) Felix Dahn hat dies richtig bemerkt. Vgl. Urgeschichte Bd. 4, S. 101.
[3]) Fredegar cont. c. 108: per idem tempus rebellantibus Saxonibus Carolus princeps veniens eos praeoccupavit ac debellavit victorque revertitur.
[4]) Wilibald, V. B. c. 23.
[5]) Vgl. Epistol. 24 und 25. Der Papst verlangte von den Gläubigen vor allem wirtschaftliche Opfer: Ländereien sollten gestiftet, Wohnbauten für die Bekehrer errichtet und Kirchen gebaut werden.
[6]) Wilibald, V. B. c. 23.
[7]) Gustav Schnürer: „Bonifatius", S. 46.
[8]) Wilibald, V. B. c. 23: „Als die obengenannten schädlichen Verführer vertrieben waren . . .".
[9]) Liudger, Vita Gregori, c. 2 spricht von „heftigen und gewaltigen Streiten jener Tage unter Kampf und Kampfgetümmel".
[10]) Liudger, V. Gr. c. 2.

11) ibidem.

12) Die beiden Quellen Wilibald und Liudger schreiben bei diesen Kämpfen nichts von den Sachsen. Es ist anzunehmen, daß diese sich durch den blutigen Vernichtungzug Karls 724 noch geschwächt, in den ersten Jahren am thüringischen Verzweifelungkampf nicht beteiligten. Im Jahre 729 aber mußte wieder sächsische Hilfe wirksam geworden sein; denn Karl rüstete zu einem neuen Zug gegen die Hüter des germanischen Glaubens, unterließ ihn aber aus unbekannten Gründen.

13) Wir wissen von dieser Polizeibestimmung nur aus einer kurzen Bemerkung in einer Verordnung Karlmanns aus der Jahre 743, in der er die Beschlüsse der Synoden 742 und 743 bestätigt und auf jene Verfügung seines Vaters hinweist. Merkwürdigerweise ist diese wichtige Zwangsmaßnahme der Verchristung m. W. den Religiongeschichtlern entgangen. Hauck und Rettberg schreiben jedenfalls, daß die Mission in Thüringen und Hessen keine direkte Unterstützung Karls genoß.

14) Epistol. 62 und 65.

15) Epistol. 87. Vgl. auch Epistol. 90: Kardinalbischof Benedict tröstet hier den Bonifatius wegen der „Verfolgungen durch die Heiden".

16) Epistol. 93.

17) Eigil, Vita Sturmi, c. 7.

18) Epistol. 73: Mahnschreiben an König Aethelbert von Merzien: „Wie es uns selbst von den Heiden schimpflich entgegengehalten wird".

19) Epistol. 76 an den Erzbischof Ekbert von York: „Denn es ist ein in früheren Jahrhunderten unerhörtes, und selbst die sodomitische Unzucht noch drei- oder vierfach überbietendes Übel, daß ein christliches Volk gegen die Sitte der ganzen Erde . . . rechtmäßige Ehen verschmäht, der Blutschande, der Unzucht und dem Ehebruch sich ergibt und auf verruchte Schändung geweihter und verschleierter Frauen ausgeht".

20) Epistol. 78 an Erzbischof Cudberht von Canterbury.

21) Epistol. 73.

22) Es handelt sich um die altrömische Neujahrfeier, die die Kirche nach hundertjährigem Kampf nur dadurch abzubiegen vermochte, daß sie an Stelle des alten Volksfestes das Fest der Circumcisio domini, der Beschneidung des Herrn, setzte.

23) Epistol. 50 aus dem Jahre 742 an Papst Zacharias.

24) Epistol. 60: Papst Zacharias an Bonifatius.

9.

1) Alkuin: Vita Willibrordi c. 10.

2) Fositesland ist nichts anderes als unser Helgoland, d. h. heiliges Land.

3) Lex Frisorum, Tit. 11.

4) Alkuin, Vita Willibrordi, c. 11.

5) Bischof Wilfried von York beim Friesenkönig Altgild, ferner Willibrord am Hofe Ratbods nach Alkuin, V. W. c. 9, oder Willibrord beim Dänenfürsten Ongendus, der die Christenpriester „ehrenvoll" bewirtet, obwohl er „grausamer als ein wildes Tier und härter als ein Stein" genannt wird. Solche Beschimpfungen treffen die Heiden immer dann, wenn sie sich nicht unter das sanfte Joch Christi beugen.

6) Hauck, K.-G. D. Bd. 2, S. 332.

7) v. Richthofen: Praefatio legis Fris. S. 639.

8) Axel Olrik: „Nordisches Geistesleben" S. 96.

9) Epistol. 109, Bonifatius an Papst Stephan II. 753.

10) ibidem.

11) Siehe Beda venerabilis 5, 19.

12) Eddius Stephanus c. 26.

13) Alkuin, Epistol. 28.

14) „cum parvo numero pauperum" nach Rettberg K.-G. D. Bd. 2, S. 514.

15) Fredegar cont. c. 102: „Pippinus cum multis spóliis et praeda reversus est".

16) Beda, Histor. eccles. 5, 10 und Alkuin, V. W. c. 5.

17) Die Bewaffneten, von denen alle Bekehrer jener Zeit immer umgeben waren, werden von den deutschen Übersetzern schamhaft „Gefährten" genannt. Vgl. Alkuin c. 13 und 14.

18) Die Quellen nennen alles, was den Germanen heilig war, „idolon" und die Deutschen Theologen übersetzen dieses Wort regelmäßig mit „Götzenbild", ohne Rücksicht darauf, ob dieses „idolon" ein Baum, ein Felsen, irgend ein Kultgegenstand oder eine mythologische Schnitzerei war. Durch diese christliche Gedankenlosigkeit oder Gehässigkeit ist die Verächtlichmachung des germanischen Glaubens in späterer Zeit mit verursacht worden.

19) Alkuin, V. W. c. 13.

20) Alkuin, V. W. c. 14: Die Ermordung des braven heidnischen Waldhüters auf der Insel Walchern.

21) Alkuin, V. W. c. 15.

22) „Der ewige Durst" mag dem trinkfreudigen Heiligen allerdings als etwas Schreckliches erschienen sein. Nach dem Vorbild des Alkoholwunders von Kana werden nämlich eine ganze Reihe ähnlicher Wundertaten vom heiligen Willibrord erzählt. Meist enden sie mit einer allgemeinen Zecherei „bis zur völligen Sättigung". Alkuin, V. W. c. 17, 18 und 19.

23) Alkuin, V. W. c. 13.

24) Einen einzigen Hof erhielt die Kirche auf friesischem Boden, und der stammte von einem eingewanderten Franken.

25) König Pippin bestätigte im Mai 753 der Martinskirche in Utrecht den Zehnten, den sein Großvater ihr schon geschenkt hatte. Hauck, K.-G. D. Bd. 1, S. 401.

26) Alkuin, V. W. c. 9.

27) siehe oben Seite 43.

28) Alkuin, V. W. c. 9.

29) Ergötzlich ist jener Brief, den Papst Zacharias am 1. 7. 746 an Bonifatius schreibt (Nr. 68). Ein oberbayrischer Priester verstand kein Latein. Trotzdem mußte er die Taufformel der Vorschrift nach lateinisch sprechen, sonst hatte sie ja keine Wirkung. Anstatt: baptizo te in nomine patris et filii et spiritus sancti sagte der Unglückliche aber: baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti! Bonifatius war außer sich und erklärte die Taufe für ungültig.

30) Alkuin, V. W. c. 9.

31) Wilhelm Konen, Die Heidenpredigt . . . S. 42.

32) Der Vergleich der Christen mit einer Schafherde, deren Hirten die Priester und Bischöfe sind, der Kirche mit einem Schafstall soll keine Beleidigung oder Gehässigkeit von mir sein. Diese Vergleiche kommen fast auf jeder Seite der Quellen jener Zeit vor.

33) siehe Alkuin, Epistola 67, anno 796.

10.

1) Wilibald, V. B. c. 4, 11.

2) Der friesische Christ Wursing, den die Vita Liudgeri nennt, war schon viel früher, anscheinend wegen staatsfeindlicher Umtriebe (enge Beziehungen zu den Franken) von Ratbod des Landes verwiesen worden.

³) Schnürer, „Bonifatius", S. 29.
⁴) Manche Geschichteforscher lehnen diesen Sieg über die Friesen ab im Gegensatz zu Alkuin V. W. c. 13: „Carolus Fresiam devicto Ratbodo paterno superaddidit imperio". Wäre dieser Sieg ungeschichtlich, dann wäre das Folgende unverständlich: 719 war Westfriesland sicher wieder fränkisch, sonst hätten dort Willibrord und Bonifatius nicht erfolgreich wirken können. Daß der Nachfolger Ratbods Westfriesland kampflos geräumt hatte, wie Dahn annimmt, ist unwahrscheinlich.
⁵) Siehe Dahn: Urgeschichte Bd. 3, S. 773
⁶) Siehe oben Seite .
⁷) Wilibald, V. B. c. 5, 16.
⁸) Epist. 15, Bugga an Bonifatius. Begeistert schrieb die fromme „Magd Christi": Der Allmächtige hat Ratbod, den Feind der katholischen Kirche, vor dir in den Staub gestreckt.
⁹) Hauck, K.-G. D. Bd. 1, S. 407.
¹⁰) Fredegar contin. c. 109: fana eorum idolatriae contrivit atque combussit igni.
¹¹) Die Aktion wurde von Pippin gelegentlich einer Schenkung an das Utrechter Martinsstift befohlen. Es ist zweifellos, daß dabei die Hilfe des königlichen Schwertes in Aussicht gestellt wurde.
¹²) Wilibald, V. B. c. 8, 32.
¹³) cum magna humilitate terrae prostratus.
¹⁴) Nach Dahn: Urgeschichte Bd. 3, S. 872.
¹⁵) Epist. 107 (Tangl).
¹⁶) Eigil, Vita Sturmi c. 15.
¹⁷) Wie die fränkischen Grafen das Bekehrungwerk unterstützten, zeigt Wilibald V. B. c. 9, 39. Dort läßt der Graf Alba eine christliche Kirche bauen.
¹⁸) Wilibald, V. B. c. 8, 35.
¹⁹) Hucbald von St. Amand: Vita Lebuini.
²⁰) Lex Fris. titul. 11.
²¹) Wilibald, V. B. c. 8, 37.
²²) Wilibald, V. B. c. 8, 38.
²³) In einer andern Handschrift heißt es: „At Christiani victoriam in paganis obtinentes, omnem substantiam eorum abstulerunt". Die Christen stahlen also allen beweglichen Besitz.
²⁴) Gregor von Tours, 10 Bände fränk. Kirchengeschichte. Vgl. Dr. Luft, „Die Franken und das Christentum".

11.

¹) Wilibald, V. B. c. 9.
²) Anskar, Vita Willehadi c. 2.
³) Es war im Gau „Humarcha" oder „Hugmarka", d. h. in der Hugmark im heutigen Groningen. In diesem Namen finden wir den altgermanischen Stamm der Chauken wieder, die sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in langsamem Wandern zwischen die friesischen Stämme eingeschoben hatten und allmählich in ihnen aufgegangen waren.
⁴) Anskar, V. Willehadi c. 3.
⁵) Nach Richthofen „Rechtsgeschichte Frieslands" 2, S. 396 begann schon damals die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft über das bisher noch freie Friesland östlich des Laubach, was die Tätigkeit christlicher Missionare in diesen Gegenden überhaupt erst ermöglicht hätte. Ein geschichtlicher Beweis ist dafür nicht zu erbringen.
⁶) Unfreie wurden nach fränkischem Gesetz mit Stockschlägen bestraft, wenn sie „heidnische Gebräuche" trieben.

⁷) Anskar, das Leben Willehads, Bischofs von Bremen.
⁸) Anskar bedarf allerdings in seinem Bericht der Vorsehung, die das über die Frevler geworfene Los in deren Sinne lenkt.
⁹) 785, Verschwörung des thüringischen Adels gegen den fränkischen Despoten, der sich „unmenschlich weit von seiner natürlichen Güte (?) und gewöhnlichen Milde (?) verirrt hatte". So schreibt der Hofschmeichler Einhard, Vita Caroli c. 20.
¹⁰) Hucbald von St. Amand, Vita Leb.
¹¹) Eigil, V. Sturm. c. 24.
¹²) Anskar, Vit. Willehadi c. 4.
¹³) Altfried, Vit. Liudgeri c. 16.
¹⁴) Prof. Reche: „Kaiser Karls Gesetz", Adolf Klein Verlag, S. 8.
„morte moriatur!" Das ist der furchtbare und eintönige Schluß der einzelnen Kapitel jener Blutgesetze.
¹⁵) Vgl. Krüger: „Das münsterische Archidiakonat Frieslands in seinem Ursprung und seiner rechtsgeschichtlichen Entwickelung bis zum Ausgang des Mittelalters" in „Geschichte, Darstellungen und Quellen" Nr. 6, Hildesheim 1925.
Ferner auch Karl von Richthofen: „Untersuchungen über friesische Rechtsgeschichte" 1, Berlin 1880, 496 ff.
¹⁶) Mit Ausnahme eines Grafen Emmig aus dem Laergau an der Hunte, der sich an seinen dem Frankenfürsten geschworenen Eid gebunden fühlte.
¹⁷) Altfried, Vit. Liudgeri c. 21.
¹⁸) Anskar, Vit. Willehadi c. 6.
¹⁹) Eigil, Vit. Sturmi c. 23.
²⁰) Anskar, V. W. c. 8.
²¹) Hugmerthi, Fivilga, Hunusga, Emisga und Federitga, endlich die Insel Bant. Altfried, V. Liud. c. 22.
²²) Kap. 8 der Capitulatio de partibus Saxoniae.
²³) ibidem Kap. 18.
²⁴) Als Sklaven, wie Jul. Friedr. Böhmer, Regesta imperii 1, S. 103 annimmt. Prof. Reche: Kaiser Karls Gesetz S. 13 sagt mit Recht: „Die meisten werden den Tod diesem Martyrium vorgezogen haben".
²⁵) Vgl. Miller: „Völkerentartung unter dem Kreuz".
²⁶) Man nannte dies: parochias suas circumire, d. i. Visitationen abhalten, siehe Vita secunda s. Liudgeri 1, 23 ed. W. Diekamp 68.
²⁷) Dowe, Zeitschrift für Kirchenrecht 4, S. 22.
²⁸) Krüger: „Das münsterische Archidiakonat Frieslands . . ., S. 67.
²⁹) Adam von Bremen, Gest. Hamab. eccles. pontif. 4, 8. Hauck 2, S. 324.
³⁰) Altfried, V. Liud. c. 22.
³¹) Westfälisches Urkundenbuch 3, 508 Nr. 988.
³²) Inter omnes nationes christianas Frisia decimas et primicias non solvit. Aus den Aufzeichnungen des Abtes Menko von Wittewierum, nach Krüger: das münsterische Archidiakonat . . . S. 61.
³³) Vgl. Bischofsühne 1276, westfäl. Urkundenbuch 3, 510, Nr. 988. Hier werden die einzelnen Strafen je nach der Größe der Wunden aufgezählt, die die Priester von den friesischen Bauern erhielten.

12.

¹) Vgl. Migne: Elipandus von Toledo, Epistol. 122.
²) Karl der Westfranke führte in 46 Regierungsjahren 25 Kriege, darunter allein 15 Feldzüge gegen die Sachsen.

[3]) Vgl. auch die Beschlüsse der Synode von Estinnes unter Karlmann 743. Bonifatius Epistol. Nr. 56 (Tangl).
[4]) Papst Zacharias an Bonifatius. Epistol. 87 am 4. 11. 751.
[5]) Hauck, K.-G. D. Bd. 2, S. 671.
[6]) Rettberg, K.-G. D. B. 2, S. 788.
[7]) Annal. Fuld. 857, S. 370.
[8]) Hauck, K.-G. D. Bd. 2, S. 681.
[9]) Hauck, K.-G. D. Bd. 2, S. 697.
[10]) ibidem.
[11]) Superstition, d. i. Aberglaube.
[12]) Rettberg, K.-G. D. Bd. 2, S. 749.
[13]) Paganismen, das sind „heidnische Gebräuche".
[14]) Rettberg, K.-G. D. Bd. 2, S. 770.
[15]) Hauck, K.-G. D. Bd. 2, S. 683.
[16]) Alkuin, V. Willibr. c. 14 bis 23.
[17]) Translationes Liber 7, S. 151 nach Hauck, 2, S. 687.
[18]) Hauck 2, 686 bis 687.
[19]) Serarius, rerum Moguntin. Lib. 3, not. 47. Rettberg, 1, S. 402.
[20]) Translatio Marcelli et Petri, Hauck 2, 684.
[21]) Der römische Diakon Deusdona, der Gallier Felix und sein Bruder Theodor und andere. Hauck 2, 685.
[22]) Vita et translatio Sever. S. 289 ff. nach Hauck 2, S. 685. Huic erat consuetudo per diversas vagari provincias et sanctorum reliquias, ubicunque potuit, furari questus causa.
[23]) Um 850 wurde der Teufel von einem Priester, der ihn gesehen hatte, genau beschrieben: nackt, rabenschwarz, über und über mit Runzeln bedeckt, siehe Akten der heiligen Afra.
[24]) Der Benedictiner Gottschalk, 805 bis 868, veranlaßte den „Prädestinationsstreit", der die Gemüter damals mächtig erregte, und wurde wegen seiner Lehren vom Erzbischof Hinkmar von Reims als Ketzer verurteilt und mit lebenslänglicher Haft bestraft.
[25]) Otfried von Weißenburg war ein Mönch. Er dichtete um 870 die bekannte Evangelienharmonie.
[26]) Dreieinigkeitsglauben.
[27]) Epist. 73 an König Aethelbert von Merzien, Epist. 74 an den Priester Herefried, Epist. 75 an den Erzbischof Ekbert von York und Epist. 78 an Erzbischof Cudberth von Canterbury.
[28]) Hrabanus Maurus, Abt von Fulda, später Erzbischof von Mainz, 776 bis 856, berühmter fränkischer Kirchenlehrer.
[29]) Gutachten der Synode von Aachen 862 . . . „Ut de mulieris taceam, rarus aut nullus est vir qui cum uxore virgo conveniat. Vgl. das Rätsel de castania: Milibus in multis vix postea cernitur una (sc. casta). Die schlimmsten Verirrungen der Sinnlichkeit tadelt die Pariser Synode von 829". Siehe Hauck 2, S. 650.